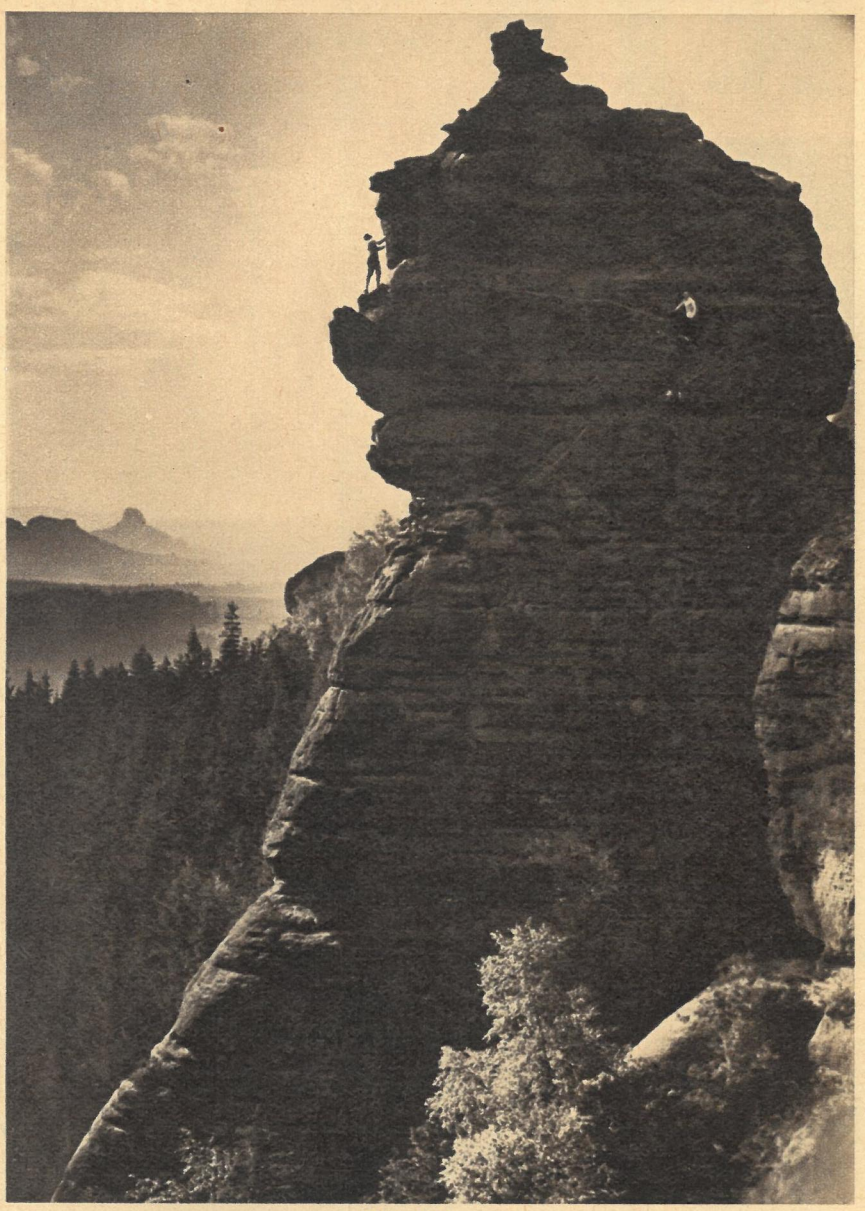
ILLUSTRIERTE 1. Juliheft 1957 16

Ritter, Römer, Romantik

auf den Bühnen ohne Vorhang

FOTO FRIEDEMANN

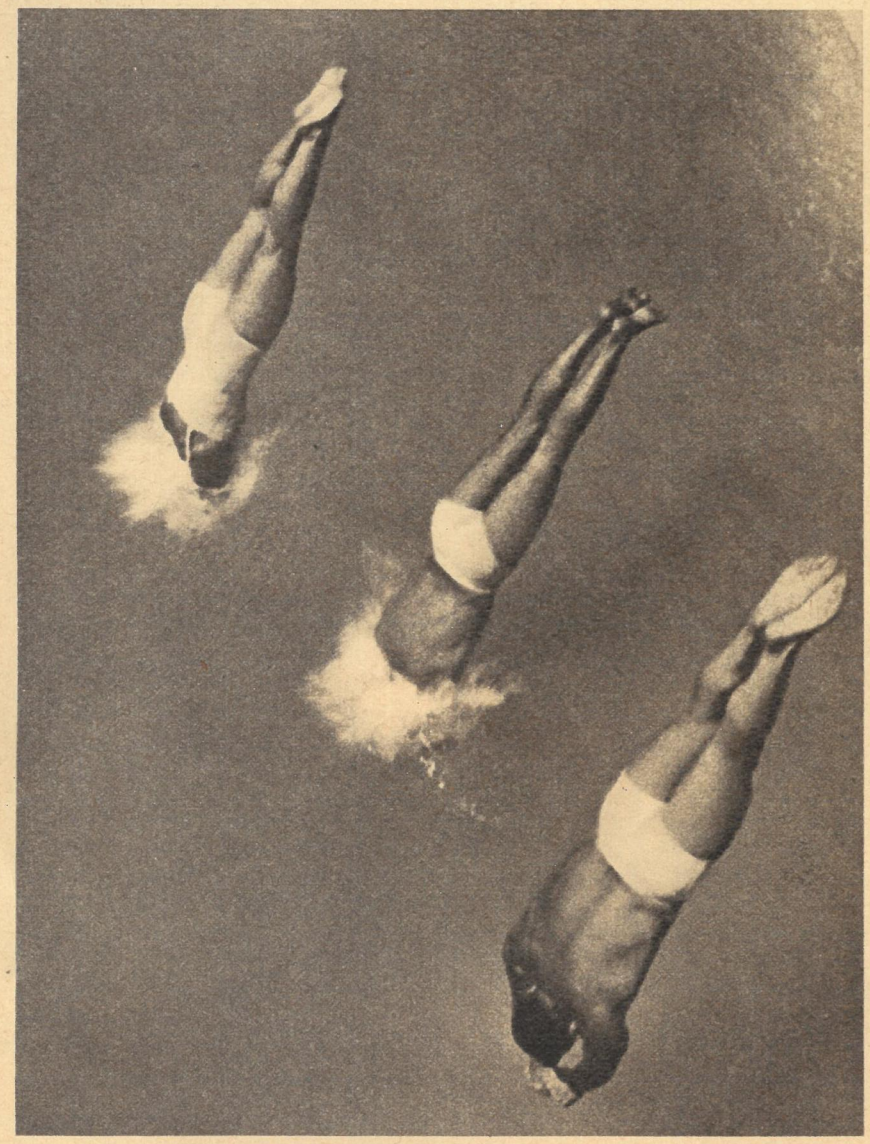
DAS SCHÖNE FOTO



Gipfelstürmer

Foto: W. Hahn, Dresden A 20

DAS INTERESSANTE FOTO



Gleichklang der Bewegung

Man sollte mal DARÜBER SPRECHEN

Die Trickdiebe und ihre Patentlösung

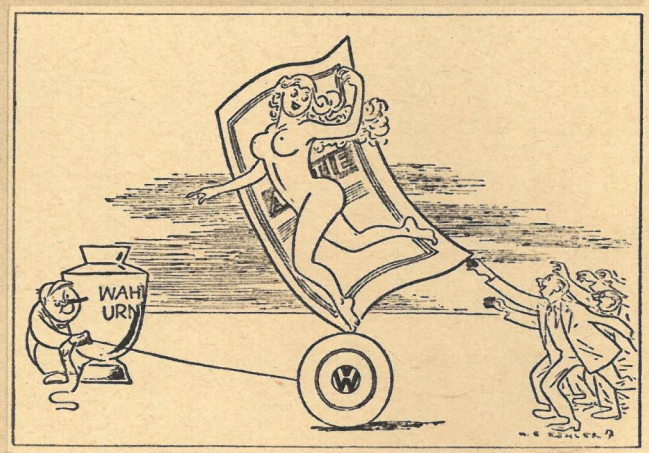
Diebstahl im Bonner Bundestagshaus! Kein Polizeifunk meldete das. Die beiden Abgeordneten Atzenroth (FDP) und Elbrächter (DP) sahen sich betrogen und machten sich erbost auf die Socken. Der eine marschierte zum Vorsitzenden des wirtschaftspolitischen Ausschusses, Dr. Hellwig (CDU), der andere zum Erhardschen Ministerialdirektor Kattenstroth (CDU). Beide beschwerten sich geharnischt darüber, daß von ihnen vor Jahresfrist formulierte Anträge „in den Schubläden der Herren schmoren", während die CDU auf ihrem Hamburger Parteitag die gleichen Entwürfe als funkelnagelneuen Einfall propagiere, Wahlrummel damit mache und die Debatte darüber im Bundestag trotz Zeitnot noch vor den Parlamentsferien erzwingen wolle.

Soso, die Herren bestehlen sich also gegenseitig. Mein Gott, eine alltägliche Bonner Geschichte. Wäre es nur das, wir würden kein Wort darüber verlieren. Hier geht es um mehr. Die von der CDU gestohlenen und auf neu frisierten Anträge verlangen nämlich klipp und klar die Privatisierung des Volkswagenwerkes und einer Reihe anderer, schon im Bundesbesitz befindlicher Betriebe. Man merke sich den Wortlaut des Antrages. Die CDU fordert nicht etwa Überführung in Bundesbesitz, o nein, das Werk soll privatisiert werden. Nun ist das nicht so einfach, selbst in Bundesdeutschland nicht.

Um nun die geplante Privatisierung schmackhaft zu machen, hüllten sie die CDU-Experten, allen voran der wirtschaftswunderliche Erhard, in ein pseudo-soziales Mäntelchen. Die Ideendiebe wurden zu Trickbetrügern. Der aus den USA importierte „Volkskapitalismus", die „Volksaktie", wurde kreiert. Das Ganze sieht etwa so aus: Das Volkswagenwerk, als dessen „Besitzer" noch immer die „Deutsche Arbeitsfront" im Handelsregister fungiert (!), soll in Bundesbesitz übergeführt und danach sofort in eine Aktiengesellschaft umgewandelt werden. Um „schädliche Kapitalbildung zu verhindern" und um „den kleinen Mann zum Mitbesitzer zu machen", sollen die Aktien in 50- und 100-DM-Kupons zerstückelt und „weit verstreut" werden („Der Spiegel").

In erster Linie ist das hastige Vorantreiben der VW-Debatte natürlich nur ein Wahlcoup der Adenauer-CDU. „Seht her", heißt das für die Wähler, „wir tun euch Gutes. Kein Bundesbesitz des Werkes, nein! Ihr sollt Mitbesitzer, Mitverdiener sein!"

Und es gibt genug Leute, die darauf hereinfallen. Einer ist Heinrich Fromm (parteilos), Bibliothekarsgehilfe aus Hannover, ein dürres, hinter Büchern vertrocknetes Männchen. Er sieht die Stunde seines Lebens kommen. Für zwei 50-DM-Kupons reicht seine Barschaft. Endlich wird er, Heinrich Fromm, aus der anonymen Masse hervortreten können, sein schmales Gehalt mit Aktiengewinnen vergrößern, einmal in der Aktionärsversammlung sitzen, ein Werk mitleiten und Dividende von der Bank abheben. In zwei, drei Jahren kann er vielleicht einen Wagen aus dem eigenen Betrieb fahren. Heinrich schwimmt in wonniglicher Illusion: dank der CDU!



So sieht die bürgerliche „Neue Zeit" den Rummel um die VW-Aktien

Gemach, gemach, Herr Fromm! Wir wollen mal zusammen eine kleine Rechnung aufmachen. Nüchtern und sachlich: Sie erhielten bei einer sehr guten Ausschüttung von zwölf Prozent (Sonderfall) auf Ihre 50-Mark-Aktie eine Jahresdividende von 6 DM. Selbst wenn wir die Kapitalertragssteuer unberücksichtigt lassen, verbleibt Ihnen davon nicht ein Pfennig. Denn die Abrechnung der Dividende verlangt etwa acht bis zehn Bankbuchungen, die ihrerseits den Betrag völlig auffressen. Dazu kommt, daß Sie die Aktie kaum jemals für 50 DM erhalten werden. Man rechnet vielmehr mit einem Ausgabekurs von 150 Prozent, so daß die 50-Mark-Aktie 75 Mark kosten wird. (Zu dem gleichen Ergebnis kommt auch der Hamburger „Spiegel", lesen Sie es dort nach!) Daß als Sachbearbeiter der VW-Geschichte der Augsburger Prügelknabe und ehemalige Kriegsminister Theo Blank amtiert, rundet das Bild dieser krummen CDU-Tour nur noch ab.

So also sieht das „Mitbesitztum", das „Mitverdienen" aus. Wahrlich, ein lukratives Geschäft. Allerdings für die trotz aller Redereien in Monopolhand geratene AG. Ein schöner Volkskapitalismus! In Wirklichkeit handelt es sich um nichts anderes als um den Versuch, den Arbeitern das Geld aus der Tasche zu ziehen, um es für die Finanzierung der Rüstung zu verwenden, Teile der Arbeiterklasse zu korrumpieren, eine Schicht von Arbeiteraristokraten zu schaffen, die Solidarität der Arbeiter zu schwächen, sie aufzuspalten, getreu der Erhardschen Patentlösung: „Jeder Arbeiter sein eigener Ausbeuter!"

Zwei Bundestagsabgeordnete wurden um eine Idee bestohlen. Völlig bedeutungslos. Die Monopolpartei CDU tut nämlich weit mehr. Sie bestiehlt das ganze deutsche Volk und verschachert unter einem sozialen Deckmantel die Werte des arbeitenden Volkes an die Konzerne und Schlotbarone. Und da es kein westdeutscher Polizeifunk je melden wird, werden wir es tun. Wir rufen den Arbeitern Deutschlands zu: „Paßt auf, Kumpel, verbrecherische Trickbetrüger sind am Werk!"

E. K.

Redaktion und Verlag „Zeit im Bild"
Dresden A 19, Bergmannstr. 46 · Ruf: 34115 · Bankkonto: Deutsche Notenbank, Dresden 9/1862
Chefredakteur: Rudolf Röhrer
Außenpolitik: Hans Ullrich / Bernhard Liebscher · Kulturpolitik: Lena Smolny · Innenpolitik: Gerhard Fischer / Gerda Meißner · Wirtschaft: Eberhard Kottwitz · Wissenschaft und Technik: Werner Rödel · Rätsel: Kurt Jaster
Bildreporter: Paul Friedemann und Eberhard Buschmann
Grafische Gestaltung und Sport: Werner Jenke
Lizenz-Nr. 709 des Presseamtes beim Ministerpräsidenten der DDR · Druck: (III/9/1) Sächsische Zeitung, Grafischer Großbetrieb, Dresden N 23 · Anzeigenverwaltung: DEWAG - WERBUNG Dresden N 6, Dammweg 6 · Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2. 1953. „Zeit im Bild" erscheint alle 10 Tage · Preis des Einzelheftes 30 Pf, Abonnementspreis monatlich 90 Pf

BÜHNEN ohne VORHANG

Ritter vor nachtdunklem gotischem Gemäuer. Das Stadttheater Meißen spielt Lope de Vegas' „Dorf in Flammen". Das Volk, Bauern einer spanischen Ortschaft, sind die Helden des Stückes. Sie erheben sich gegen Willkür und Grausamkeit der Ordensritter (unser Titelbild: G. F. Puder). Absolutistische, despotische Unmenschlichkeit und der Schrei nach Gerechtigkeit werden hart gegenübergestellt. Die zentrale Macht, das Königtum, setzt sich schließlich gegen den zersplitternden Adel mit Hilfe der Bauern durch. Um ihre und ihrer Frauen beleidigte Ehre zu rächen, erstürmen die Bauern das Schloß und töten den sie quälenden Komtur. Das Liebespaar Frondoso (Gerhard Hinz) und Laurencia (Irmgard Schwarz) kann sich glücklich in die Arme schließen, als der König den Aufständischen verzeiht und das Dorf nun ihm untertan wird. Es gelang dem Regisseur Hanns Matz, den äußeren Rahmen, die Architektur, sehr glücklich mit dem Spiel der Schauspieler zu vereinen; so daß eine geschlossene Leistung entstand. — Sind Freilichtbühnen ohnehin in ihrer Stückwahl eingeschränkt, so erst recht ein Theater, das wie hier einen gewaltigen Dom und die Fassade eines Schlosses zur Kulisse seiner Aufführungen nimmt. Schon die Architektur engt dann die Auswahl auf einen bestimmten Zeitabschnitt ein. Aufgänge, Portale, Erker werden einbezogen in das Spiel, flackernder Fackelschein, hallende Schritte auf dem Burghof geben die nötige Atmosphäre, die Pappe und Leinwand niemals hervorzaubern könnten. Unter hellem Himmel ergeben sich andere Inszenierungsmöglichkeiten

Wenn das Thermometer + 27 Grad im Schatten zeigt, die Freibäder Rekordbesuche melden, auf den Theaterspielplänen an den Anschlagsäulen F e r i e n steht, dann ist eigentlich die sogenannte „Saure-Gurken-Zeit" für das Kulturleben gekommen. Jeder entzieht sich der Großstadthitze soweit wie möglich, geht an die See oder steigt auf bewaldete Berge. Wer möchte wohl jetzt stundenlang im geschlossenen Raum sitzen? Dennoch bleiben unsere Urlauber in den Ferien nicht ganz „kulturlos". Bis in die einsamsten Sommerfrischenorte bietet zum Beispiel der Landfilm sein Programm an. Unvergleichlich schön aber ist eine Theateraufführung unter freiem Himmel. Welch unauslöschlichen Eindruck hinterläßt ein solches Erlebnis! In den letzten Jahren ist die Zahl der Freilichtbühnen und Naturtheater in der DDR auf immerhin 40 angewachsen. Hunderttausende hörten Konzerte im sternenüberglänzten Barockpark, sahen Aufführungen im sonnendurchfluteten – mitunter leider auch regenfeuchten – Halbrund eines Naturtheaters. Ob Sonne, Regen oder Kühle – stets bleibt die Erinnerung an solche Bühnen erhalten, bei denen kein Fallen des Vorhangs den Flug der Phantasie hemmt, weil die Natur, die unvergleichliche Bühnenbildnerin, oder die imposante Architektur den Rahmen gaben.
Vier von vierzig Bühnen besuchten Lena Smolny und Paul Friedemann, um einen Einblick zu geben in die Vielfalt der künstlerischen Darbietungen für unsere erholungsuchenden Menschen in den Urlaubsorten.

Wilddieb und Rebell Karl Stülpner. Lieblicher in die Landschaft gebettet, aber sonst der Felsenbühne Rathen sehr ähnlich, sind die Greifensteine. Es ist die erste Saison, in der das Annaberger Theater hier regelmäßig spielen wird, und damit gewinnen auch die Urlauber des Erzgebirges eine neue Bühne. Mit „Karl Stülpner", dem Freijäger des Erzgebirges, eröffnete Intendant und Regisseur W. Siebenschuch die Bühne. Es ist ein neues Stück, das Willy Hörnig, ein Ehrenfriedersdorfer Lehrer, schrieb. Vor dem Hintergrund des sächsischen Bauernaufstandes läßt er das bewegte Leben dieses Empörers abrollen, der den Bauern durch seine draufgängerische Art Mut zum Kampf machte. So gibt es viele Episoden, die Stülpner schon fast zur legendären Gestalt machen. Zum Beispiel, wie er die Leinwandfrau vor Wegelagerern, die in seinem Namen plündern wollen, beschützt (oben, Anja Kobierski und Erich Schaefer). Dem revolutionären Bauern allerdings (unten, Hans-Gert Richter), von sächsischen Soldaten inhaftiert, kann er nicht helfen. Stülpner (ganz unten, Gerhard Pröhl) bleibt ein Rebell in eigner Sache. Der Bauernaufstand bricht ohne ihn los

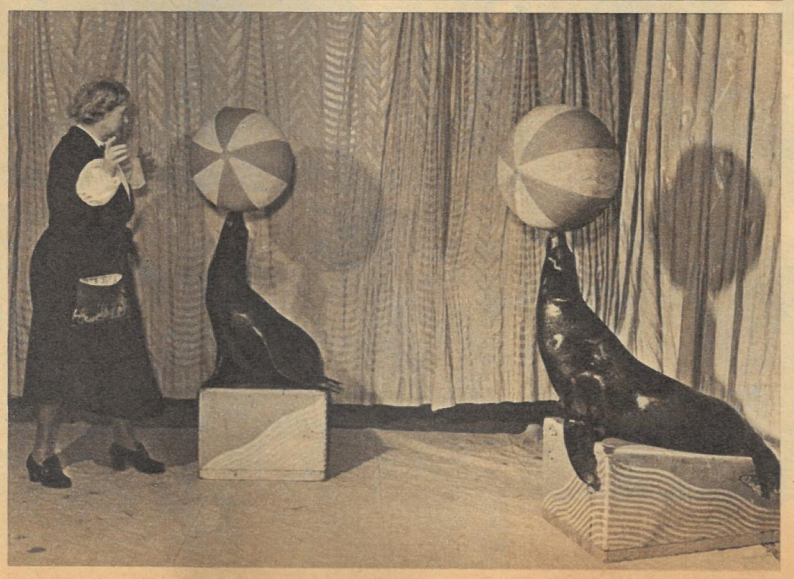
◁ **Ein Lobgesang auf die deutsche Heimat** ist die romantische Oper „Der Freischütz" auf der Felsenbühne Rathen. Inmitten der bizarren Bergwelt der Sächsischen Schweiz spielt hier die Landesbühne Sachsen. Eine Oper des Waldes wird Carl Maria von Webers Werk oft genannt. Eigentlich liegt nichts näher, als sie gerade in dieser Umgebung zu spielen. Die wallenden, wogenden Nebelfetzen dieser Täler hatten den Meister einst inspiriert. Heute helfen Theatermittel, Rauch und Nebel, Illusion zu erzeugen, damit die nötige Dramatik und das Gruseln der Wolfsschluchtszene am hellen Tag erreicht werden. Wahrhaftig, da gähnt der Abgrund der Schlucht, in der Kaspar (Heinz Schlingelhof) die Freikugeln im Bündnis mit dem Bösen für Max (Manfred Henschel) gießt, um auch ihn ins Verderben zu führen. Da rauschen die Baumwipfel beim Nahen der „Wilden Jagd", da dröhnt unheimlich das Echo, zucken Feuer aus der Erde, und über allem stehen dunkel und drohend die Felsen. — Mit dem Gesang der Waldvögel erhob sich das Orchester unter der Leitung von H. Thiem im Zusammenklang der Stimmen zum Jubel der Liebe zu unserer Heimat

Römer und Germanen stehen sich in Kleists „Hermannschlacht" gegenüber. Unter dem verpflichtenden Namen „Deutsche Festspiele" bringt das Harzer Bergtheater zu Thale jedes Jahr Schauspiele deutscher Klassiker mit nationalbetonter Dramatik heraus. Oft scheinen Stücke wenig für die Aufführung im Freien geeignet, aber wer sie dann einmal sah, wer sich mitreißen lassen kann von dem Schwung, der von solchen Aufführungen ausgeht, der möchte manches nie wieder im geschlossenen Theater sehen. Auch wenn der Blick für Sekunden abschweift, so geht er weit in die sonnige Ebene, wo gelbe Rapsfelder wie Wolken in der Luft zu schweben scheinen, wo sanfte Hügel allmählich mit dem Flachland verschmelzen. Vorn aber, auf der Bühne rollt der germanische Freiheitskampf gegen das römische Joch vor uns ab, lodern Kleists gewaltige Verse, die er schrieb, um Deutschland zum Kampf gegen die französischen Okkupanten aufzurufen. — Immer wieder wechseln die Schauplätze. Sind wir eben noch in der cheruskischen Teutoburg, wo der römische Legat Ventidius (links, Sepp Klose) Hermann für Rom zu gewinnen glaubt, so sind wir wenig später im Dickicht des Waldes, in den sich Varus (ganz links, Wilhelm Burmeier) mit seinen Kriegern locken ließ. Hermann, der Cheruskerfürst (unten, Hermann Stövesand mit Gudrun Neumann als Thusnelda), ist wahrhaft der Kopf, von dem die entscheidenden Ideen ausgehen. Klug, listig, entschlossen, auch den letzten Römer von deutschem Boden zu verjagen. Die Massenszenen, deren eigentliches Element die Freilichtbühne ist, gelangen vortrefflich. Intendant Curt Trepte hatte die Inszenierung übernommen, sie ist ausgezeichnet gelungen.
Im Naturtheater spielt alles mit: der Wind, die Wolken, die Vögel, das Gras, die Blumen, und nur die Dämmerung senkt ihren Schleier und die Nacht ihren Vorhang über die Szene. Unvergleichlich!

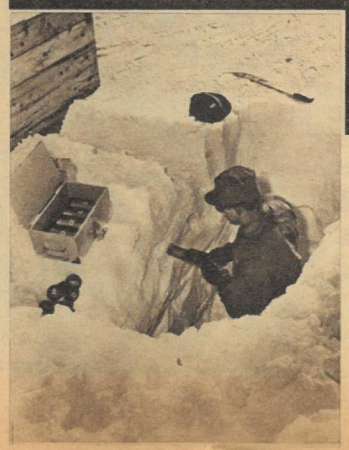
Nicht nur für Kinder

Gestatten Sie, daß wir uns Ihnen einmal vorstellen? „Plaxa" heißt unser Braunbär. Er ist ein sehr geschickter Artist (oben). Und dort, jener junge Herr mit dem Sportwagen, das ist „Banan", über dessen Affereien man sich totlachen könnte. Schließlich sind noch wir Seelöwen da. Wir hören auf den Namen „Lel" und „Dodon", und Sie sehen uns bei unserem Balancierakt. Wir wohnen zusammen mit Ziegen, einem Kamel und einem Elefanten in der „Durow-Ecke" in Moskau. Allgemein ist unser zweistöckiges Haus mit seinen Nebengebäuden schon seit 38 Jahren als „Theater der Tiere" bekannt. Es wurde von unserem Dresseur W. L. Durow, der für seine Leistungen den Titel „Verdienter Künstler der Republik" erhielt, geschaffen. Noch nie hat er uns eingeschüchtert, geschweige denn geschlagen. Die Leute nennen so etwas eine neue Methode. Mit Liebkosungen und Naschwerk wird hingegen niemals gegeizt. Wir tun natürlich unter solchen Umständen auch unser Bestes, und alljährlich erfreuen sich an unseren Kunststückchen Hunderttausende Kinder mit ihren Eltern

Fotos Zentralbild



Verlorene

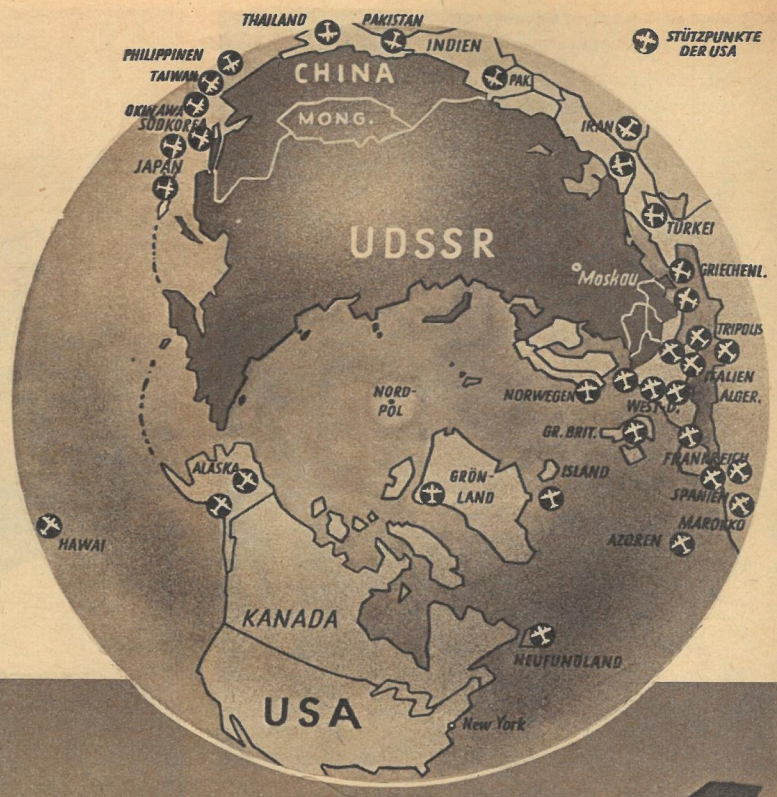


Vollständige Stützpunkte sogar im fernen Grönland

Das wahre Gesicht der USA

Über mehr als 950 Stützpunkte auf fremden Territorien verfügen die USA (unsere Karte zeigt nur die wichtigsten). Zu einem beträchtlichen Teil wurden sie im zweiten Weltkrieg zu einem Spottpreis, oft aber auch durch Druck und Drohung erworben. Den Stützpunkt Thule (Grönland) zum Beispiel erhielten sie 1941 von Dänemark vorübergehend als Vorposten gegen Hitlerdeutschland. Nach Kriegsende rührten die Amerikaner jedoch trotz dänischer Proteste nicht einen Finger, um abzuziehen, im Gegenteil, die gesamte Bevölkerung Thules wurde zwangsevakuiert und der Stützpunkt immer weiter ausgebaut

Illusionen



Seit Jahrzehnten sparen die USA weder mit Geld noch mit Energie oder Menschen, um rings um die Sowjetunion einen Gürtel von Militärstützpunkten zu schaffen. Sie gaben sich dabei bisher der Illusion hin, auf diese Weise die räumliche Entfernung der USA zur UdSSR überwinden zu können, um eines Tages günstige Ausgangspunkte für einen Überfall auf das sozialistische Lager zu haben. Heute, da der Pentagon sich eines ziemlich lückenlosen Stützpunktringes rühmen könnte, wird der Wert dieser Strategie plötzlich höchst problematisch. Amerika steht vor der Tatsache, daß die Raketentechnik so weit gediehen ist, daß Stützpunkte, die ja geographisch unverrückbar festliegen, mittels moderner mittlerer Raketen ohne weiteres außer Gefecht zu setzen sind. Marschall Shukow, der Verteidigungsminister der UdSSR, erklärte kürzlich in diesem Zusammenhang, daß die rund um die UdSSR angelegten USA-Stützpunkte nach dem heutigen Stand der Kriegstechnik ihre frühere Bedeutung bereits eingebüßt hätten. Doch nicht nur die militärischen Gesichtspunkte bereiten dem USA-Kriegsministerium Kopfzerbrechen. Wie unser Bericht zeigt, haben die USA auch in ganz anderer Hinsicht ihre Rechnung ohne den Wirt gemacht.

Entlang der nordafrikanischen Küste entstanden die modernsten USA-Flugbasen. Düsenmaschinen warten auf Einsatzbefehle

Wenig Begeisterung für Einmischungspolitik

Es ist keineswegs so, daß die Stützpunktländer oder die dort herrschenden Kolonialmächte stets mit einer amerikanischen Teilbesatzung einverstanden sind. Besonders zwischen den Franzosen und den Amerikanern kam es schon zu starken Spannungen. Die USA wollten zum Beispiel in Marokko 20000 Mann stationieren, die Franzosen nur 12000 zulassen, da sie Prestigeverluste und wirtschaftliche Beunruhigung befürchteten. Auch nachdem Marokko selbständig wurde, bestehen die Spannungen weiter. In Tunis kam es wegen der Umtriebe der amerikanischen Besatzer sogar zur Erstürmung des amerikanischen Konsulates durch französische Kolonisten. Ähnliche Differenzen bestehen auch mit England. Das isländische Parlament und der philippinische Kongreß wandten sich ebenfalls gegen die USA-Stützpunkte auf ihrem Territorium. Sie werden allerdings ignoriert

In den verschiedensten Teilen der Welt sind entschlossene Volksaktionen das hartnäckigste Hindernis amerikanischer Stützpunktstrategie

Alarm in Nahost

Mehrere Tote und Verletzte gab es kürzlich bei heftigen antiamerikanischen Unruhen im Libanon. Polizei und Militär hatten alle Hände voll zu tun. Die Protestaktionen der Bevölkerungen richteten sich jedoch nicht nur gegen die Amerikaner selbst, sondern auch gegen die Regierung, die den Amerikanern Tür und Tor öffnet. Auch die stürmischen Volksaktionen in Jordanien wandten sich bekanntlich in ihrer Endkonsequenz gegen die Einmischungspolitik der USA. Immer mehr erkennen die Menschen, daß die amerikanische Stützpunktpolitik Frieden und Sicherheit aufs höchste gefährdet

Götterdämmerung in Fernost

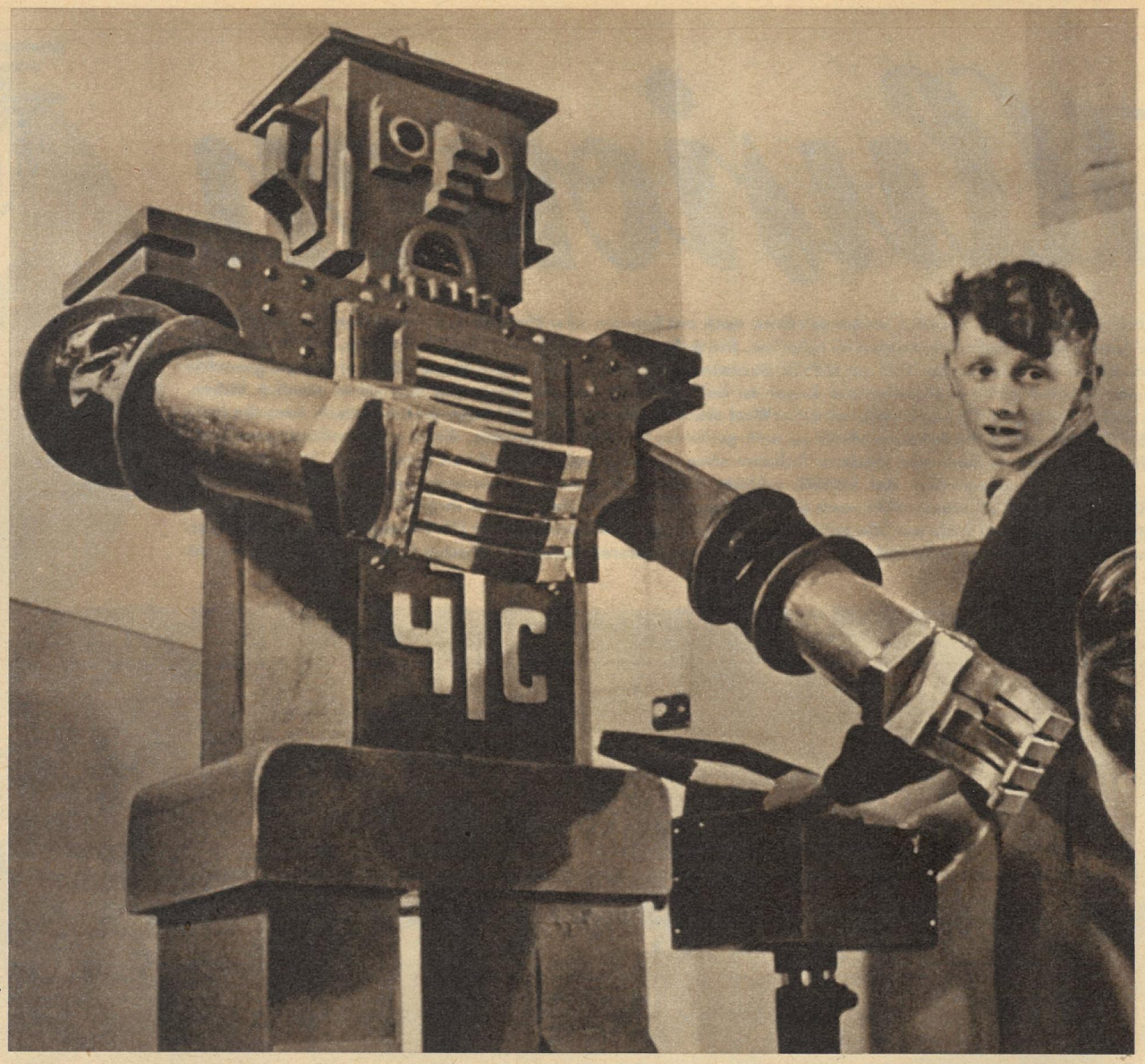
Die chinesische Insel Taiwan galt in Washington bis vor kurzem noch als einer der treuesten Bundesgenossen. Ende Mai mußten die Amerikaner aber auch diese Illusion begraben. Ein kleiner Funke brachte den jahrelang gedrosselten Haß der Bevölkerung in einem selbst für Amerikaner ungewohnten Maße zum Ausbruch. Zehntausende von Menschen stürmten die USA-Botschaft (Bild) und verschiedene Dienststellen, verprügelten die Beamten und zerrissen die amerikanische Flagge. Diese Tatsache zeigt aller Welt ganz unmißverständlich: Die amerikanische Stützpunktstrategie kommt überall ins Wanken, wenn die Menschen des betreffenden Landes sich dagegen wehren. Der USA-Außenminister, Herr Dulles selbst, bestätigte am 29. Mai, also wenige Tage nach der Taiwanaffäre, auf einer Pressekonferenz, daß in den Ländern, in denen USA-Truppen stehen, die Lage so ist, daß sie zu „einer Entladung führen kann". — Werden die Amerikaner aus den gegebenen Tatsachen lernen und bei den Abrüstungsverhandlungen in London richtige Schlußfolgerungen ziehen?

Text: Hans Ullrich (unter Verarbeitung eines Kommentars Egbert von Frankenbergs) Fotos: Steffen (2), Zentralbild, ZB-Archiv

Hollywood: „Offenherzig" – aber kühl. Sophia Loren (links), die neuerdings in Hollywood filmt, traf auf Jayne Mansfield, die busengewaltige Nachfolgerin von Marilyn Monroe. Der erwartete Krach blieb zum Leidwesen der „lieben" Kolleginnen aus. — Die beiden bis zur Geschmacklosigkeit „offenherzigen" Rivalinnen begrüßten sich friedfertig-frostig

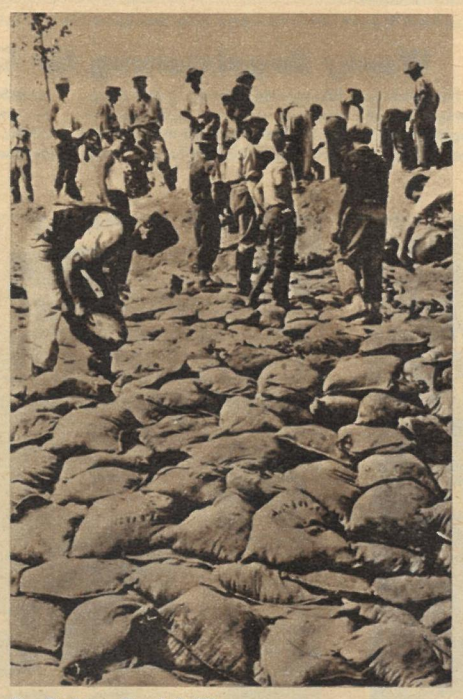
ZEIT IM BILD

Moskau: Stadt der Jugend 1957. Für die Weltfestspiele konstruierten junge Techniker der Station Tschkalowskaja diesen Roboter. Daß er seinen Gast linkshändig begrüßt, ist nur ein Versehen — zum Festival der Jugend wird es klappen ▷



Haderslev: Mit 2 Köpfen erblickte vor kurzem auf Jütland ein Kalb das Licht der Welt. Lebensunfähig, verendete es wenige Stunden nach der Geburt

Port Said: 188 moderne Wohnhäuser. Die ägyptische Regierung übergab der von den britisch-französisch-israelischen Aggressoren schwer geschädigten Bevölkerung diese mit allem Komfort ausgestatteten Häuser. Bis August sollen weitere 2040 Wohnungen im Werte von etwa 1,5 Millionen ägyptische Pfund errichtet werden ▽



Po-Delta: Zuviel Wasser. Deichbrüche waren die Folge der riesigen Überschwemmungen in Norditalien. In Cavenier wurde fieberhaft an der Fertigstellung eines provisorischen Dammes gearbeitet. Die Landwirte und die betroffenen Einwohner stöhnten

London: Zuviel Wärme. Die Londoner „Horse Guard" probte 87 Minuten bei glühender Hitze in voller Paradeuniform für die Geburtstagsfeier der Queen. Wenn auch mit Haltung: der Flügelmann fiel. Bärenfellmützen sind eben keine Kühlschränke

Fotos: Station (3); Zentralbild, Sowjetunion, ZB-Archiv

HEINZ LEDERMULLER

Venedig

Traum und Wirklichkeit

Zur Bildreportage auf den nächsten Seiten

„. . . und dann trug der Zug das jungvermählte Paar nach Venedig." . . .

Selig seufzte Lieschen Müller, schloß die Augen, und vor Wonne fast zerschmelzend träumt sie davon, dereinst nächtlicherweise Schulter an Schulter, Arm in Arm und Wange an Wange mit dem jungen reichen Grafen in einer Gondel zu sitzen und auf dem Canale Grande langzufahren. Selbstverständlich muß dann auch der Gondoliere jung, schlank und hübsch sein, und selbstverständlich muß er voller Schmelz „Amore, Amore" singen.

Man möge mir verzeihen, wenn ich unser Lieschen Müller recht unsanft aus dem siebenten Himmel ihrer Träume auf den realen Boden der venezianischen Wirklichkeit zurückhole. Erstens sah ich während meines Besuches in der Lagunenstadt alte und junge, dicke und dünne Gondoliere. Zum Singen war aber den Taxichauffeuren Venedigs gar nicht zumute, dafür hatten sie viel zu große Sorgen um das tägliche Stückchen Brot. Statt der zahlreichen Fahrgäste haben sie viele Stunden der Muße und des Wartens auf zahlungskräftige Fremde, die die Zeit und das nötige Geld mitbringen, um sich stundenlang auf den Wasserstraßen Venedigs spazierenfahren zu lassen.

Uns, die wir zwar Freund, aber nicht zahlungskräftig waren, blieben nur Schusters Rappen, um mit Kamera und Bleistift die Schönheiten dieser Stadt einzufangen.

Wenn auch Venedig noch sehr weit im Norden Italiens liegt, so pulsiert hier doch schon das Leben südlicher Städte. Malerisch sind die Häuser in den Hauptgassen, modern die Geschäfte und herrlich die Bauwerke am Markusplatz. Schneeweiß leuchten in der Sonne der Markusdom und das

Dogenpalais. Erhabene Ruhe strahlen die Prokurazien mit ihren Arkaden aus, die den Platz umsäumen.

Wenige Schritte sind es nur am „Campanile", einem 99 Meter hohen Turm, vorbei zum „Piazzetta", das durch den weltbekannten Markuslöwen sein Gepräge erhalten hat. Ein Blick zurück zum „Canale Grande", der sich s-förmig durch die Stadt schlängelt und von architektonisch wundervollen Palästen gesäumt ist, läßt uns den früheren Reichtum des Stadtstaates nur ungefähr ahnen.

Früherer Reichtum?

Die heutigen Besitzer der Paläste sind um einige Milliarden Lire schwerer als die damaligen Bewohner. Sie unterscheiden sich von den Patriziern der früheren Zeiten dadurch, daß sie nur einmal für fünf bis sechs Wochen im Jahr nach Venedig kommen, um sich von den Strapazen des Nichtstuns zu erholen und, wie der südamerikanische Millionär Carlos Lopez Beisteguy vor drei Jahren, im wahrsten Sinne des Wortes das Geld mit vollen Händen in den Kanal zu werfen.

Wo aber wohnen denn die arbeitenden Menschen Venedigs?

Wenn nicht am Markusplatz, so vielleicht auf dem Lido und am Canale Grande? Diese Frage stellten wir uns, und wir fanden rasch Antwort, als wir abbogen von den Geschäftsgassen (in Venedig gibt es keine Straßen) und durch enge Häuserschluchten schritten, in denen nur mühsam zwei Menschen aneinander vorbeigehen können.

Groß ist die Zahl der Häuser im venezianischen Arbeiterviertel Castello, an denen mit Farbe angepinselt steht: „Abbruchreif 1807" oder 1810 oder irgendeine andere Jahreszahl aus dem gleichen Jahrhundert. Heute noch wohnen Menschen in diesen achtlosen Steinbauten. Karl Marx sagte einmal, daß man Menschen mit Wohnungen ermorden könne. In Venedig treibt man Massenmord. So ist es durchaus keine Seltenheit, daß 18 bis 20 Menschen in zwei Zimmern vegetieren müssen. Die Tuberkulose hat dort ihre ständige Heimstatt. Unvergessen wird mir bleiben, mit welcher Bitterkeit uns ein Sekretär der Kommunistischen Partei im Castello von den Familien erzählte, die aus 17 Personen bestehen und die alle Tbc-krank sind.

Mit welcher Schuld ist doch ein Regime beladen, das Tausende ehrlicher Menschen vor die Alternative stellt, endweder kriminelle Verbrecher zu werden oder zu verhungern. Wieviel Hochachtung empfand ich da vor jener Arbeiterfrau, die täglich in Heimarbeit zwölf Stunden lang für 200 Lire (1,30 DM) Glasketten macht, um sieben hungrige Mäuler zu stopfen!

Der größte Betrieb Venedigs, das Arsenal, eine Schiffswerft, hat geschlossen. Tausende Arbeiter liegen auf der Straße. Da es in Italien keine Arbeitslosenunterstützung gibt, sind sie ohne eine Lira; sie stehen vor einem Nichts.

Wer spricht schon am Lido von den vielen, vielen Jugendlichen, die aus der Schule kamen und die nie eine geregelte Arbeit erhielten, geschweige einen Beruf erlernen konnten? Wer macht sich denn im Luxushotel „Gritti Palace" Gedanken, ob nicht zur gleichen Stunde im Castello in einer Arbeiterwohnung die durch Nässe verfaulten Dielen durchbrechen?

Endlos könnte die Statistik des Elends von Venedig fortgesetzt werden. Bücher könnten gefüllt werden, die die Ungerechtigkeit, Unfähigkeit, Korruptheit einer Gesellschaftsordnung anklagen, die sich gerade auch in Italien „freiheitlich und sittlich" nennt.

Aber alles das sieht der Tourist nicht. Er sieht die Straßensänger und findet das „romantisch". Er sieht Tausende Arbeitslose herumlungern und nennt dann das fleißige italienische Volk „faul". Verirrt er sich wirklich einmal in die engen Gassen der Arbeiterbezirke, dann findet er diese „malerisch".

Die Vorstellung, die unser Lieschen Müller — und nicht nur sie — von Venedig hat, weicht kraß vom venezianischen Alltag ab. Nichts bleibt übrig von den Träumen in der Gondel. Zerstoben ist das Zerrbild von der Lagunenstadt, wie es eine geschäftstüchtige Fremdenindustrie der Welt vorgaukelt. Wie eine schlechte Tünche über die Armut der einfachen Venezianer wirkt dann Prahl- und Prachtsucht einer verschwindend kleinen Minderheit. Es stimmt, unbeschreiblich schön ist diese Stadt auf den 120 Inseln. Aber die Kontraste zwischen arm und reich sind zu groß, um nur ein Loblied auf das „holde Venecia" zu singen.

Wir blättern im Tagebuch unserer Erde

Gezeichnet und erzählt von Adelhelm Dietzel

7

VOR 350 MILLIONEN JAHREN etwa war es, als die Pflanzen das Festland endlich eroberten. Zunächst faßten sie natürlich nur an den seichten oder sumpfigen Ufern flacher Meere und Binnengewässer Fuß. Seit Jahrmillionen waren sie auf ein Leben im Wasser eingestellt und konnten die Nahrung mit ihrer gesamten Oberfläche aufnehmen; jetzt mußten sie sich mit besonderen Organen ausstatten, um die im Boden gelösten Mineralstoffe nach oben zu leiten, um sich vor dem Austrocknen zu schützen, um auch an der Luft den Austausch von Sauerstoff und Kohlensäure vornehmen zu können. Schon gegen Ende der Silurzeit (s. Tagebuchblatt Nr. 6) begannen primitivste Typen der Gefäßkrytpogamen (d. s. blütenlose Sporenpflanzen) ans Land zu „kriechen". Aus Knollen- oder Kriechwurzeln wuchsen sie, gabelförmig sich verzweigend, hervor und trugen an den oberen Enden Sporenkapseln (Bild unten). Waren sie zuerst völlig blattlos, so trugen sie doch schon die grüne Farbe, die ihnen das Chlorophyll in den Zellen verlieh.

Wir stehen hier an dem morastigen Ufer eines flachen Binnensees und schauen über seltsam geformte Gewächse zu steil aufragenden Bergmassiven hinüber, die deutliche Schichtungen — Ablagerungen vorangegangener Erdzeitalter — erkennen lassen. Erstmalig in ihrem Leben trägt unsere Erde ein grünes Kleid! Es erscheint uns noch recht lückenhaft, aber die Grünflächen beleben doch das eintönige Grau und Gelb des Festlandes, das seit Urbeginn öde und leer dalag. Dieser Zeitabschnitt trägt den Namen D e v o n, nach der englischen Grafschaft Devonshire, wo vor etwa 120 Jahren Geologen mächtige Schichten mit Fossilien entdeckten, die eine Mittelstellung zwischen denen des Silurs und des Karbons (Steinkohlenzeit) einnahmen. Einfachste Bärlapp- und Farngewächse (rechts) und baumartige, bereits Blätter tragende Typen (links) wuchern allenthalben empor und bilden schon regelrechte Waldkulissen. Urwälder, in denen erstmalig das Rauschen des Windes hörbar ist, deren Schwanken erste Bewegung in die Einsamkeit der Urlandschaft bringt.

ZB-Sonderreporter Erich Pohl (Bild) und H. Ledermüller (Text) erlebten

Venedig

Traum und Wirklichkeit

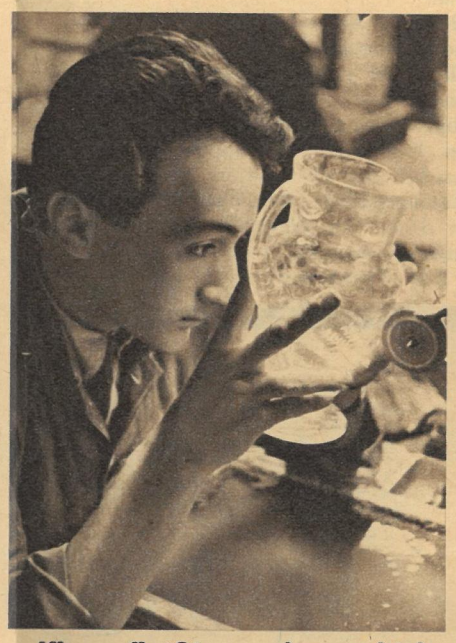
Die „Hauptstraße" Venedigs ist der Canale Grande. All das, ▷ was andernorts auf Rädern rollt, wird hier durch Boote und Schiffe ersetzt. Geschäftig schieben sich kleine Dampfer — die venezianische Straßenbahn — durch ein Gewimmel von schwerbeladenen Frachtkähnen, rasenden Motorbooten und gemächlich dahinfahrenden Gondeln. So verschieden hier die Verkehrsmittel sind, so verschieden sind auch deren Benutzer: Auf den Dampfern die von und zur Arbeit fahrende Bevölkerung. In Gespräche oder in die Zeitung vertieft, achten sie kaum mehr auf die Schönheit ihrer Stadt. Auf den Frachtkähnen Schiffer, die ihre schweren Kähne mit Rudern vorwärts bewegen. In den Gondeln blasiert blickende Fremde

Keine Spielplätze, auf denen Bäume wachsen, Blumen blühen, wo sie nach Herzenslust im Sand buddeln können, gibt es für die Kinder in Venedig. In dunklen Hinterhöfen wachsen sie heran, und höchstens wenn die Eltern sie einmal nach dem Festland mitnehmen, kommen sie mit der Natur in Berührung. Leider sind solche Gelegenheiten nicht zu häufig, denn jede Lira fällt ja ins Gewicht

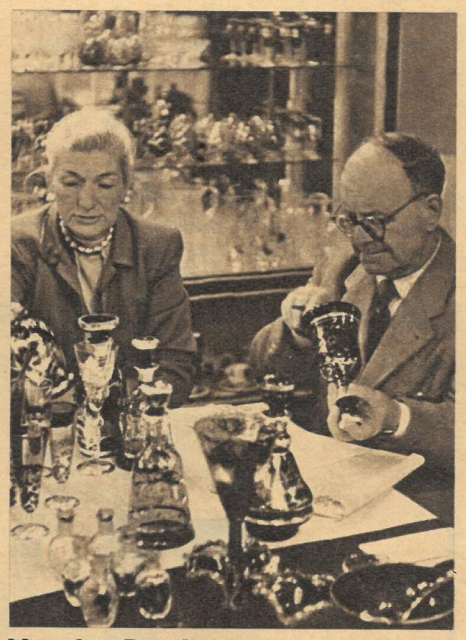
Beruf: Taubenwärter. So ungefähr lautet die Berufsbezeichnung für die festangestellten Arbeiter, deren ganze Tätigkeit darin besteht, Tausende Tauben zu füttern. Mehr Sorge macht sich die christlich-demokratische Stadtverwaltung um die Tauben auf dem Markusplatz als um die Kinder im Castello, dem Arbeiterbezirk Venedigs. Für die Tauben gibt es Wärter und Futter, aber für sonnige Kinderspielplätze fehlt das Geld. So paradox es klingt: Die Kinder, die in unseren Breiten aufwachsen, haben mehr Licht, Luft und Sonne als die Kinder von Venedig, im sonnigen Italien. Frühzeitig wird der Keim zur Tuberkulose gelegt

Im Lichte der südlichen Sonne strahlen die Wahrzeichen der Lagunenstadt: Markuslöwe und Campanile. 99 Meter ist der Turm hoch, von dessen Spitze aus man einen herrlichen Ausblick über Venedig bis zum Lido und weit hinaus auf die Adria hat. Wenn die Steine des Piazzetta sprechen könnten, wieviel würden sie erzählen von dem Aufblühen und dem Untergang der reichen Stadtrepublik, in deren Mauern eine ganze Schule berühmter Maler und Baumeister lebte und wirkte, von den Sklaven, die auf diesem Platz verkauft wurden und von Pracht und Luxus einer Gesellschaft, die an ihren eigenen Widersprüchen zugrunde ging

Ewig im Schatten sind abseits des Canale Grande die kleinen Wasserstraßen, auf denen keine Gondeln fahren, wo kaum ein Fremder hinkommt, die aber doch viel typischer für Venedig sind als all die anderen Stellen der Stadt, wo sich die Touristen zu Tausenden drängen. Kein Sonnenstrahl dringt in die Wohnungen der Ärmsten der Armen, die in baufälligen, feuchten Häusern wohnen und bei denen der Hunger ständiger Gast ist. Als vor einiger Zeit zwei Häuser einstürzten, mußten die ehemaligen Bewohner wochenlang auf einigen Kähnen im Kanal wohnen, weil die Stadtverwaltung unfähig war, diese Menschen unterzubringen



Klug, fleißig und geschickt sind die venezianischen Glasschleifer. Jahrhundertealt ist dieses Handwerk in Venedig. Wieviel Ruhm und Geld haben Generationen von Glasarbeitern der Stadtrepublik und ihrer herrschenden Kaste durch ihrer goldenen Hände Arbeit schon geschaffen! Vom einfachen Glas bis zum Lüster, von der kleinen Bijouterie bis zum wertvollen Goldservice und zur kunstvollen Glasampel produzieren sie kleine Kunstwerke. Reich sind nur die Herren von Murano (die größten venezianischen Glasfabrikanten). Arm und elend aber lebt der Glasarbeiter



Nur für Reiche sind die Preise für venezianische Glaswaren erschwinglich. Wundervoll geschliffene Gläser, Service, Vasen und Phantasiefiguren aus Glas werden überall angeboten. Je näher man von der Peripherie der Stadt zum Markusplatz kommt, um so höher steigen die Preise. 350 Lire kostet ein kleiner Aschebecher in der Fabrik von Siva. Am Markusplatz zahlt man für ihn 500 oder 600 Lire. Da bei der Geldentwertung Italiens für Amerikaner der Besuch dieses Landes spottbillig ist, ist es natürlich auch kein Wunder, daß die schönsten und gelungensten venezianischen Glasarbeiten den Weg über den großen Teich antreten

„Fotografieren verboten!" warnten Schilder am Eingang des Arsenals. Öde und verlassen ist heute der größte Industriebetrieb der Inselstadt. Auf der Werft, wo vor Jahrhunderten schon die Galeeren der venezianischen Kriegsflotte gebaut wurden, schweigen die Maschinen. Friedhofsstille liegt über der einzigen Existenzquelle Tausender Venezianer, für die die Stillegung der Werft Hunger, Not und auswegloses Elend gebracht hat. Der italienische Staat als Eigentümer der Werft versinnbildlicht an diesem Werk den Niedergang seiner Industrie. Die Politik des sturen Festhaltens an der NATO erschüttert das Wirtschaftsleben

Einer von den 50000 Kommunisten in Venedig ist der Schuster aus dem Castello. Stockend erst, dann aber um so leidenschaftlicher berichtete er über die Lage der Arbeiter in Venedig. Was er sagte, war eine Anklage an eine Gesellschaftsordnung: Wohnungselend, steigende Kriminalität und ständig sinkender Lebensstandard sind das Fazit der bisherigen Politik der reaktionären „Stadtväter". Die Kommunisten Venedigs fordern: Errichtung von Schwesterstädten und Schaffung einer Industrie auf dem Festland. Unsere Stadt darf kein Museum werden!

Ein Tatsachenbericht nach den Akten der Volkspolizei von Günter Prodöhl

Nach dem TÄTER wird gefahndet

Der Mann, der 117 Sprachen sprach

Hochstapler, als da sind: falsche Grafen, Ärzte, Offiziere, Millionäre, Kriminalkommissare oder Kriegshelden, hat es zu allen Zeiten der Kriminalgeschichte gegeben. Ihr legendärster und in der ganzen Welt bekannter Vertreter ist zweifellos der selige „Hauptmann von Köpenick". Sein Ruhm hat inzwischen literarische Unsterblichkeit erlangt, doch seine Tat ist in den turbulenten Jahren der ersten Nachkriegszeit allein schon im gespaltenen Berlin ungezählte Male übertroffen worden. Falsche Hauptmänner, die in den verschiedensten Alliierten-Uniformen ganz andere Dinge anstellten, als nur eine simple Rathauskasse zu konfiszieren, gab es in der Viersektorenstadt dreizehn auf ein Dutzend. Die Chronik aller Nachkriegs-Köpenickiaden würde dicke Folianten füllen, wollte man sie schreiben. Eine ihrer Hauptfiguren wäre aber zweifellos der „Held" dieses Berichtes: Professor Dr. med., Dr. phil., Dr. theol., Dr. agr. Karlheinz Richard Pätzold, der Mann, der sich das größte Sprachgenie aller Zeiten nannte. Weil dieser vierfache Doktor und Professor ebenso eine Geburt seiner Zeit ist, wie vor fünfzig Jahren der Schuster Wilhelm Voigt als Hauptmann von Köpenick, weil es seine Taten wert sind, sei seine Geschichte hier nacherzählt, beginnend mit dem absoluten Höhepunkt der vielfachen akademischen Karriere, mit dem Tag, da er mit dem ganzen Gewicht seiner Persönlichkeit ins grelle Licht der Öffentlichkeit trat:

Freies Seminar für Afrikanische Sprachen
Berlin W 35, Reichpietschufer 50/54

Die Eröffnung des Seminars findet in einer Feierstunde am 1.4.51 um 11 Uhr im Kleinen Hörsaal, Zimmer 149, statt. Anträge auf Zulassung zum Studium sind unter Beifügung der üblichen Unterlagen möglichst bis zum 5. 4. 51 schriftlich einzureichen. Die Vorlesungen finden vorerst in deutscher, englischer und französischer Sprache statt. Das Vorlesungsverzeichnis, das u. a. etwa 50 afrikanische Sprachen für das Sommersemester 1951 vorsieht, kann im Seminar angefordert werden.

Der Direktor.

Zwei Tage vor dem großen wissenschaftlichen Ereignis von Westberlin, am Freitag, dem 30. März 1951, erschien diese amtliche Veröffentlichung in der Westberliner Presse. Wer von den angesprochenen Wissenschaftlern und Studenten nicht schon in Fachkreisen von der Eröffnung des neuen Seminars gehört hatte, nahm nunmehr gebührend davon Kenntnis und bereitete sich vor, am kommenden Sonntag, mit Cut oder zumindest Gehrock und schwarzem feierlichem Binder im Saal 149 des Hauses Reichpietschufer 50/54 zu erscheinen.

Die Straße am Landwehrkanal gehörte schon immer zu den vornehmsten, die die deutsche Metropole besaß. Jahrzehntelang beherbergte sie die Kommandostellen der Wehrmacht: das OKH und den Generalstab. Tag für Tag spiegelten sich in ihrem blankgefahrenen Asphalt die Chrombeschläge der Staatslimousinen und das blutige Rot der Generalstabsbiesen.

Der Krieg des „größten deutschen Feldherrn aller Zeiten" hat auch der Bedeutung dieser Straße ein ruhmloses Ende gesetzt. Ein quadratkilometerweites Trümmerfeld ist der Rest der alten preußischen Herrlichkeit. Nur das Gebäude Nummer 50/54 hat die apokalyptischen Bombennächte einigermaßen aufrechtstehend überlebt, und seine prunkvoll-gediegene Fassade spiegelt noch etwas von dem alten Glanz auf die Wasserfläche des träge dahinfließenden Landwehrkanals. Doch hinter den monumentalen Steinquadern und Fensterbögen verbergen sich keine oberen und obersten Stellen der Wehrmacht mehr; die Flucht der vielen hundert Zimmer und Säle des Gebäudes beherbergt heute ein Sammelsurium von Dienststellen und Büros.

Die Zollfahndung wohnt Tür an Tür mit dem Büro einer Schnapsfirma, das Finanzamt befindet sich neben der Geschäftsstelle eines Verbandes der Schrotthändler, und der „Kleine Hörsaal" des feierlich zu eröffnenden Seminars für Afrikanische Sprachen liegt geradeüber von den Geschäftsräumen einer „Häute- und Felleverwertungsgesellschaft mit beschränkter Haftung".

Doch die Feierlichkeit der Stunde soll durch diese unwissenschaftliche Nachbarschaft keine Beeinträchtigung erfahren. Es ist fast wie in früheren Zeiten. Auf der Straße stehen prachtvolle Limousinen, mit livrierten Chauffeuren am Steuer, im Kleinen Hörsaal Nummer 149 drängen sich weißhaarige Gelehrtenköpfe, energische Senatorengesichter, würdevolle Patriarchenhäupter der Geistlichkeit, alle auf dem gediegenen Schwarz der Frack-, Gehrock- oder Cutawayschultern thronend. Wahrlich, ein würdiges Auditorium für diese sonntägliche Feststunde. Das eherne Bild der Feierlichkeit wird nur hier und da aufgehellt von einigen alabasterzarten, dekolletierten Schultern, die wie Frühlingsblumen hingetupft sind. Die Frau oder Freundin des Innensenators — genaues weiß man noch nicht —, die Bräute einiger Studenten, die Reporterin des „Telegraf" machen im wesentlichen diesen bunten Blumenstrauß aus. Sonst ist überall nur gemessene Würde, reicht bis nach vorn, zu dem blumengeschmückten Rednerpult.

1/4 12 Uhr ist es mittlerweile geworden, als sich die halbe Flügeltür des Saales öffnet und Direktor Dr. Dr. Dr. Dr. Pätzold eintritt. Er ist kaum mittelgroß, schmalbrüstig, trägt weder einen Frack noch einen Cut, sondern einen ganz einfachen, zerknautschten braunen Anzug mit Nadelstreifen aus reiner deutscher Zellwolle. Dazu ein nicht mal weißes Oberhemd mit umgedrehten Kragenecken und einen verrutschten schwarzen Binder. Wenn nicht der Innensenator Dr. Müller jetzt lärmend auf ihn zugegangen wäre und ihm kräftig die Hand geschüttelt hätte, niemand wäre wohl auf ihn aufmerksam geworden, allenfalls hätte man in ihm den Saaldiener vermutet.

Nun aber stürzt alles auf ihn zu: „Mein lieber Herr Professor..." — „Verehrter Professor..." und „Geschätzter Freund" schwirrt es durch den Saal, und alle, die vorher kaum Notiz von ihm genommen hatten, sehen nun, da der Innensenator ihn identifizierte, in seiner äußerlichen Bedeutungslosigkeit die wahre Bedeutung und Größe seines Genies.

Lediglich die Presseleute erstarren nicht in Ehrfurcht, sondern bedrängen ihn mit belanglosen Reporterfragen: „Herr Professor, worin sehen Sie die Bedeutung des neuen Institutes?" — „Wer fördert Ihre Bestrebungen?" — „Wird das Institut der Freien Universität angeschlossen?" — Der Professor wehrt sie mit einem freundlichen Lächeln ab, vertröstet auf nachher und bahnt sich dann einen Weg zum Rednerpult.

Der Beginn der Feierstunde ist gekommen. Reden werden gehalten, vom Innensenator, vom Beauftragten des Regierenden Bürgermeisters Reuter, vom Kultursenator Tiburtius. Mit vielen wohlgesetzten Worten wird der Freude Ausdruck verliehen, daß es der Initiative, dem Fleiß und dem Können des international so bekannten und hochgeschätzten Herrn Professor gelungen ist, das nicht nur wissenschaftlich, sondern auch politisch so eminent bedeutungsvolle Seminar für Afrikanische Sprachen in so kurzer Zeit auf die Beine zu stellen.

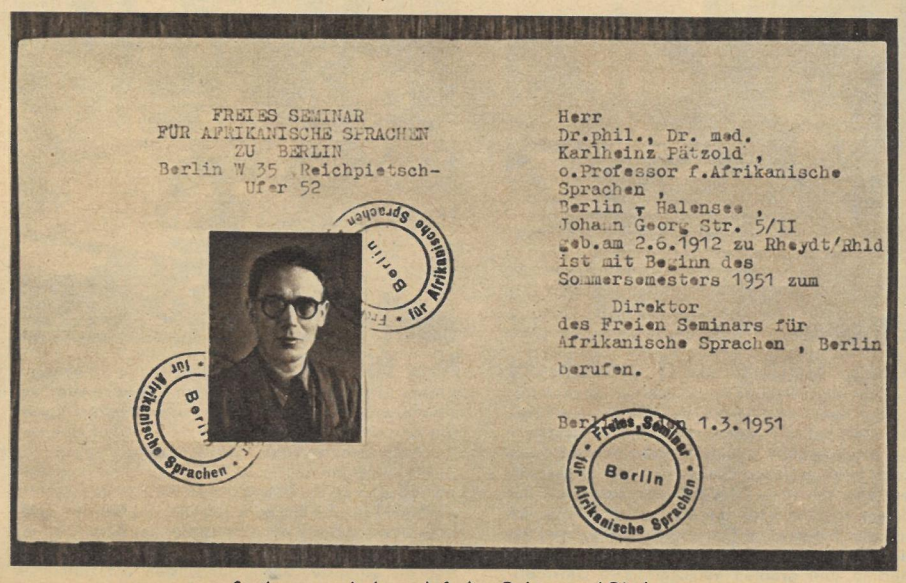
Als dann endlich der Beifall verrauscht ist, tritt der Professor auf das blumengeschmückte Podium, zieht sein zerknülltes Jackett glatt, breitet das Manuskript seiner Rede aus und beginnt, leicht nervös und ein wenig blaß: „Hochverehrte Herren Senatoren, Professoren und Doktoren, geschätzte Damen und Herren, liebe junge Freunde!" — Überflüssig, daß er dabei in das Manuskript sieht. Er kennt diese Rede von vorn nach hinten und von hinten nach vorn. Auswendig gelernt hat er sie und ungezählte Male aufgesagt. Vor dem Spiegel, auf der Straße, in der S-Bahn vor sich hin meditiert. Im Schlaf könnte er sie herbeten, denn sie muß die Krönung seines vierzigjährigen Lebens werden. Sie muß ihm die Position verschaffen, für die er ein Menschenalter gedarbt und gelitten hat, von der er jede Nacht seines Lebens geträumt hat.

So schnarrt denn der Professor seine Worte wie ein Tonband herunter. Wie aufgezogen spricht er von seinen afrikanischen Sprachstudien und von der Bedeutung der afrikanischen Sprachwissenschaft für Wissenschaft, Wirtschaft und Christentum. Tiefschürfend setzt er sich mit hamitischen und semitischen Sprachen auseinander, wirft er suahelische und kisuahelische, dualische und basaalische Wörter und Sätze ein, erläutert er die unterschiedlichen Dialekte von Ngazidja, Nzwani und Mwali. Von der Sprache der Pygmäen und der Berberstämme plaudert er angeregt wie von der Vegetation Afrikas, seinen Bodenschätzen und Erdölvorkommen. Wie nebenbei kommt er auf die politische und wirtschaftliche Bedeutung des schwarzen Erdteils, auf seine Ausbeutung durch die weiße Rasse und schließlich auf den guten alten deutschen Kolonialgedanken zu sprechen.

Mechanisch, fast wie im Unterbewußtsein, redet er das daher, und schon nach den ersten Sätzen wandern seine stechenden Augen, die durch die schwarzgeränderte Brille etwas Suggestivbestimmendes im Blick haben, fort von dem engbeschriebenen Manuskript und gleiten zum Fenster hinaus. Seine Gedanken trennen sich von seinen Worten und gehen Jahrzehnte zurück. Sein Leben beginnt wie bei einem Ertrinkenden noch einmal vor seinem geistigen Auge abzulaufen. Szenenartig nur, wie im Kino der Vorspann zum Film der kommenden Woche.

Elternhaus! Vater: Polizeiwachtmeister der unteren Beamtenlaufbahn, mit dem Drang, den Sohn etwas Besseres, Studiertes werden zu lassen. Schulzeit: Volksschule Oschersleben, Realgymnasium Halberstadt, 1930 Abitur. Dann Studium in Bonn, auf Wunsch des Vaters Theologie. Ein Semester lang, dann hatte er die Nase voll von der christlichen Wissenschaft. Ein paar Vorlesungen Medizin, ein paar Vorlesungen Philosophie und ein paar Vorlesungen Agrarwissenschaft lockerten in der Folge das Theologiestudium auf, bis der Vater wegen der Wirtschaftskrise abgebaut wurde und seinem Sohnemann kein Geld mehr schicken konnte. Da hing er den „cand. theol." schnellstens an den Nagel und siedelte nach Hamburg über. Hamburg war das Tor zur Welt, die er ja erobern wollte. Bis zum Hafen- und Gelegenheitsarbeiter brachte er es in den nächsten beiden Jahren. Dann aber kam die Chance, wie er damals glaubte. In einer Seemannskneipe auf der „Kleinen Freiheit" erzählte ihm ein Franzose zum ersten Mal von dem Leben in der Fremdenlegion. Nicht wegen der Arabermädchen, auch nicht wegen des Schnapses, der drüben billiger sein sollte als hierzulande Selterswasser, einfach, weil ihm der kleine beredte Franzose aufzuschwatzen verstand, daß die Fremdenlegion jede Aufstiegsmöglichkeit bot, daß er sogar General werden könne, wenn er nur gewitzt genug wäre, unterschrieb er und verpflichtete sich auf fünf Jahre zur „Légion étrangère". Auf einem Frachter ging's nach Marseille. Einkleidung und Grundausbildung erfolgten dort. Acht Wochen später bestieg er den Truppentransporter nach Oran.

Sidi bel Abbès, Casablanca, Colomb Bécher, Marokko — die ganze Schreckensgalerie der Ausbildungslager der Legion durchlief er in den nächsten zwölf Monaten. Dann war er ausgebildet für den Dienst in den Kolonien. Mit „Sprung-auf-marsch-marsch!" bei 48 Grad im Schatten, mit Wüstengepäckmärschen über 50 Kilometer, bei denen die Tragegurte der Tornister durch Telefondrähte ersetzt und mit 30 Kilo Wüstensand belastet wurden. Alle



FREIES SEMINAR
FÜR AFRIKANISCHE SPRACHEN
ZU BERLIN
Berlin W 35 Reichpietsch-
Ufer 52

Herr
Dr.phil., Dr. med.
Karlheinz Pätzold,
o.Professor f.Afrikanische
Sprachen,
Berlin - Halensee,
Johann Georg Str. 5/II
geb.am 2.6.1912 zu Rheydt/Rhld
ist mit Beginn des
Sommersemesters 1951 zum
Direktor
des Freien Seminars für
Afrikanische Sprachen, Berlin
berufen.

Berlin, den 1.3.1951

Freies Seminar für Afrikanische Sprachen Berlin

Seminarausweis des mehrfachen Doktors und Direktors

10 Kilometer mußten die nächsten 1000 Meter in Känguruhsprüngen zurückgelegt werden. Aber so schlimm war das gar nicht, denn er verstand es bald, immer als einer der ersten ohnmächtig zu werden.

Da wurde er innendiensttauglich geschrieben und kam als Sanitätsgehilfe ins Lazarett nach Mascara, weil er doch damals in Bonn ein paar Vorlesungen Medizin gehört und dem „Sergent-major" auf der Schreibstube erzählt hatte, es wären sechs Semester gewesen. Solchermaßen ausgebildetes Sanitätspersonal brauchte man in Mascara dringender als Wasser, denn dort war die Cholera ausgebrochen. Niemand unterzog ihn einer fachlichen Prüfung. Wenn er behauptete, wie er es kurz nach seiner Ankunft in Mascara tat, Arzt zu sein, dann hegte niemand Zweifel daran. Wer sonst als ein richtiger Arzt sollte wohl auf die Idee kommen, in dieser choleraverpesteten Wüstenei des Todes Samariterdienste zu leisten? So wurde er ohne weitere Formalitäten Stationsarzt des Eingeborenenhospitals von Mascara. Der Mann in der Seemannskneipe auf der „Kleinen Freiheit" hatte also nicht gelogen. In der Fremdenlegion bot sich jede Chance! —

16 000 Cholerafälle behandelte er in diesen Monaten, dreitausend davon verliefen tödlich. Das war ein — relativ — so geringer Sterblichkeitsgrad, daß er bei den „Kollegen" höchstes berufliches Ansehen und bei den kurierten Eingeborenen gottähnliche Verehrung auslöste. Aber das Ende der Choleraepidemie bedeutete zunächst auch das Ende seiner kometenartigen Doktor-Karriere; er wurde nach „Sidi bel Abbès" zurückversetzt.

Weil er, der ehemalige Sanitätsgehilfe, nicht sechs Monate später als Stabsarzt zurückkehren konnte, weil er den höllischen Dienst in der „Légion étrangère" ohnehin bis zum Erbrechen satt hatte, machte er, was Tausende andere Legionäre vor und nach ihm auch getan hatten und immer tun werden: Er benutzte die günstige Gelegenheit zur Flucht. Auf der Fahrt von Mascara nach Sidi bel Abbès verschwand der „Stabsarzt" Dr. Pätzold, wie er in seinen Überstellungspapieren genannt wurde, spurlos aus den Annalen der Fremdenlegion und wurde später als „Irgendwo in der Wüste verschollen" abgebucht.

Während seiner ärztlichen Tätigkeit im Eingeborenenhospital von Mascara hatte er auch einen steinalten, schier hoffnungslos erkrankten Araber von 106 Lebensjahren wie durch ein Wunder gesundkuriert und sich damit den ewigen unauslöschbaren Dank des bärtigen Alten im superbiblischen Alter verdient. Mohammed Achmed Ibn Ali, wie sein prunkvoller Name lautete, hatte ihm bei der Entlassung aus dem Hospital versprochen: „Wie meinen Sohn will ich dich aufnehmen, wenn jemals dein Fuß den staubigen Boden meiner Lehmhütte in Scrab betreten sollte", ihm obendrein die ausgestreckten Zeigefinger beider Hände gereicht, was soviel bedeutete wie „großes Ehrenwort", und dann feierlich geflüstert: „Arab ua Alam kif-kif", was soviel hieß wie: „Araber und Deutsche sind Freunde!" Darauf bauend, hatte er also seinen Kompaß Richtung Scrab gestellt und war auch tatsächlich von Mohammed Achmed Ibn Ali wie der eigene Sohn aufgenommen und behandelt worden. Eingehüllt in einen groblinnenen Burnus und einen dekorativen Arabermantel, geschmückt mit einem wildwuchernden Vollbart, sah der verschwundene „Stabsarzt Pätzold" dekorativer aus als der echteste Beduinenscheich, und wann immer Angehörige der französischen Polizeitruppe in dem Araberkaff nach dem Rechten sahen, keiner vermutete in dem schweigsamen Mann einen getürmten Legionär.

11 Monate und 10 Tage verbrachte er in Scrab. Die Hälfte dieser Zeit vertrieb er sich damit, ganz Scrab und Umgebung mit den aus dem Hospital vorsorglich beiseite geschafften Ampullen und ärztlichen Instrumenten gegen Cholera, Beulenpest und Pocken zu impfen. Den Rest des Jahres verwandte er für die Vorbereitungen zur Rückfahrt nach Deutschland. Im französischen Teil Afrikas war das ein lebensgefährliches Unterfangen. Aussicht auf eine glückliche Heimkehr bestand nur, wenn er sich über die Grenze nach Spanisch-Marokko retten konnte. Voraussetzung für all seine Flucht- und Heimkehrpläne war aber die Beschaffung von Reisekapital. Ohne Geld gab es auch im schwarzen Erdteil kein Weiterkommen!

Mit seiner ärztlichen Tätigkeit verdiente er keinen Sou. Die Eingeborenen priesen ihn zwar als großen Medizinmann, aber Geld vermochte er ihnen damit auch nicht aus dem Burnus zu locken. Impfen war Seuchenbekämpfung, damit gesetzlich vorgeschrieben und deshalb kostenlos. Aber er fand doch noch eine einträgliche Erwerbsquelle. In Mascara lagerten im Depot einer französischen Luftwaffeneinheit Tausende von Kisten mit Fliegerleuchtbomben, nahezu unbewacht, weil sich niemand vorstellen konnte, daß in Afrika irgend jemand Interesse an Fliegerbomben haben würde. Noch war Frieden auf der Welt und die „Christbäume" späteren unseligen Kriegsangedenkens unbekannt. Diese Leuchtbomben waren aber an Fallschirmen befestigt, und ein jeder dieser Fallschirme bestand aus vielen Quadratmetern schönster Rohseide. Mit bemerkenswertem kaufmännischem Instinkt erkannte der Medizinmann des Araberkaffs die eminente Bedeutung von Fallschirmseide für die Bekleidungsindustrie Arabisch-Afrikas. Ein paar Dutzend Araberjungen waren schnell organisiert, und mit ihnen und vielen weiteren Mittels- und Hintermännern fand dann die einträgliche Einkleidung breiter Eingeborenenkreise Algeriens mit blütenweißer Fallschirmseide aus dem Luftwaffendepot Mascara statt.

So gelang es dem vom Heimweh befallenen Araberdoktor, seine Reisekasse zu füllen. Zweieinhalb Jahre, nachdem er Afrikas heißen Boden erwartungsvoll betreten hatte, nach zweieinhalb Jahren, in denen er Sprachen, Menschen, Sitten und Gebräuche des Landes mit nachhaltigem Erfolg studiert hatte, wie sich noch zeigen soll, konnte er den Wüstenstaub wieder von den Füßen schütteln. Mit Hilfe einiger arabischer Freunde und seines flüssigen Kapitals kam er nach Tanger, und von hier gelang ihm die Überfahrt nach Spanien. In Madrid, in der deutschen Botschaft, fand er bereitwilligst Unterstützung bei der Verwirklichung seines Wunsches, in die Heimat zurückzukehren. Damit er auch unbeschadet nach Deutschland kam, gab man ihm noch einen Reisebegleiter mit auf den Weg. Zu spät merkte er, daß das Ehrengeleit von der „Geheimen Staatspolizei" gestellt wurde. Deutsche, die in der französischen Fremdenlegion, noch dazu als „Stabsarzt" dienten, waren für die ans Ruder gekommene faschistische Regierung Deutschlands Staatsfeinde. Auf dem Grenzbahnhof wurde er dann sofort verhaftet.

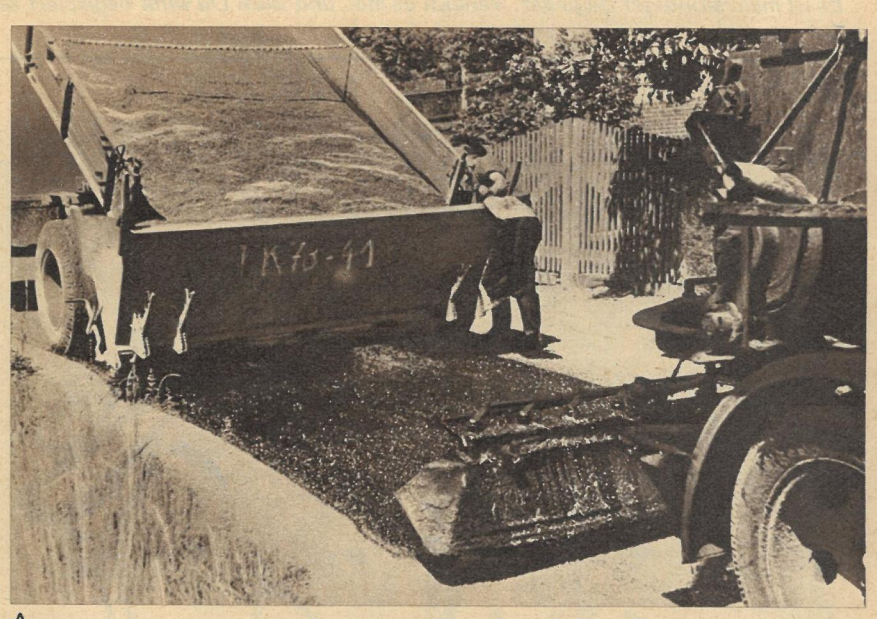
Acht Jahre Konzentrationslager folgten. Daß er sie überlebte, verdankte er wiederum seiner zwar illegitimen, aber nun in den Papieren des Hospitals Mascara bescheinigten „Stabsarzt"-Würde. Er fand wieder im Sanitätsdienst Verwendung und empfing hierbei jene kleinen Vorteile, die notwendig waren, um diese Epoche des Schreckens überleben zu können.

Am 28. April 1945, als die SS-Schergen auf der Flucht vor den heranrückenden sowjetischen Truppen die Häftlinge des Konzentrationslagers Sachsenhausen nach Norddeutschland trieben, schlug für ihn die Befreiungsstunde: Eine amerikanische Panzereinheit überholte in der Nähe von Schwerin den Häftlingstreck!

Ordnungsgemäß, mit gestempeltem Entlassungsschein, wurde er am nächsten Tag in Freiheit gesetzt, als ehemaliger politischer Häftling und als ehemaliger Stabsarzt der französischen Fremdenlegion, so wie er acht Jahre vorher in die Lagerbuchführung eingetragen worden war. Es bedurfte nicht erst des Appells der Behörden an den vermeintlichen antifaschistischen Arzt, sich für die gesundheitliche Betreuung der Bevölkerung zur Verfügung zu stellen. Er tat es von ganz allein. In Valluhn (Mecklenburg) eröffnete er eine Arztpraxis. 1700 Patienten behandelte er in dieser Praxis. Mit welchem Erfolg, wird sich nie ermitteln lassen, denn fast alle seine damaligen Patienten waren Strandgut des Zusammenbruchs, Gefangene, Umsiedler, verschleppte Fremdarbeiter, Menschen auf der Durchreise.

Fortsetzung Seite 17

Meister von morgen. In der Kinder- und Jugendsportschule Leipzig werden nach vorangegangener Prüfung Kinder vom 10. Lebensjahr an aufgenommen. Unterricht erhalten sie natürlich in allen Fächern, aber fünf Stunden wöchentlich bei den Kindern (5. — 8. Schuljahr) und sieben bei den Jugendlichen (9. — 12. Schuljahr) sind dem Sport aller Art gewidmet. Jährlich werden 72000 DM Stipendien an die Oberschüler gezahlt. Vier Schüler tragen bereits Meistertitel. Im Bild: Sigrid Böttner bei einer Standwaage; rechts: Direktor Thalheim Fotos: Zentralbild, Seidel, Frost



△ **Wesentlich leichter** wird die Arbeit im Straßenbau mit dem Splittverteiler des Kollegen Kadrnka, Betriebsleiter im Staatlichen Straßenunterhaltungsbetrieb im Bezirk Karl-Marx-Stadt. Der Verteiler wird am Kippfahrzeug angebracht und fährt im Rückwärtsgang hinter der Teermaschine. Das Auf- und Abladen der Schubkarren und das ungleichmäßige Streuen fallen weg

▷ **Die besten Ballettsolisten** unserer Republik für die VI. Weltfestspiele zeigten vor ihrer Abreise nach Moskau im Großen Haus der Dresdner Staatstheater ihre ausgezeichneten Leistungen. Im Bild: Ursula Heinrich und Pedro Hebenstreit von der Staatsoper Berlin in dem Tanz „Steinigung" von G. Keil

DDR IM BILD

Kennst Du...
PARTZSCH
Steckenpferd
Kölnisch-Wasser von Steckenpferd,
dieses wunderbar erfrischende und dabei
angenehm wirkende Duftwasser?
Es ist mein ständiger Begleiter. Versuch es mal, und auch Du wirst begeistert sein!

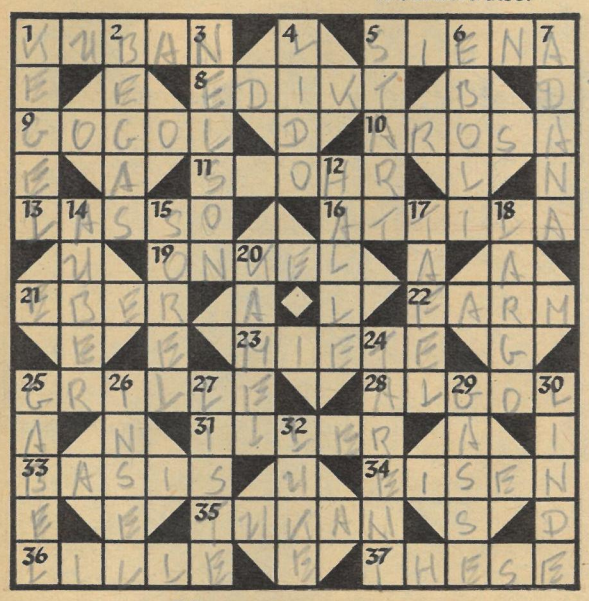
Sehen,
erleben,
festhalten,
natürlich auf Agfa Filmen
VEB FILMFABRIK AGFA WOLFEN

Leichtes
SPIEL
SZAROLETA
MIT ABONNEMENTS-
LOSSCHEINEN
UND DAUERAUFTRAG
im
ZAHLEN LOTTO

Jugendfrischer
Teint durch
täng
wirkt wie Puder
hält wie Creme.
In Tube 1.- DM
ganz Neues!
Etwas
täng
PUDERCREME
EIN Reichalda ERZEUGNIS

Denken und Raten

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Fluß in Nordkaukasien, 5. Stadt in Mittelitalien, 8. Erlaß, Verordnung, 9. russischer Dichter (1809—1852), 10. Schweizer Luftkurort, 11. deutscher Komponist (1784—1859), 13. Wurfschlinge, 16. Hunnenkönig (434—453), 19. Verwandter, 21. männliches Haustier, 22. amerikanisches Landgut, 23. Aufbewahrungsstätte für Feldfrüchte, 25. Heuschreckenart, 28. Stern im Sternbild des Perseus, 31. Donaunebenfluß, 33. Grundlage, 34. Metall, 35. Vogel (Pfefferfresser), 36. Stadt in Nordfrankreich, 37. Leitsatz.

Senkrecht: 1. geometrischer Körper, 2. deutscher Bildhauer (1831—1911), 3. Ringergriff, 4. Küste und See bei Venedig, 5. Sportausdruck, 6. Gestalt aus „Don Carlos", 7. türkische Stadt, 12. Stadt an der Saale, 14. französischer Komponist (1782—1871), 15. Gestalt aus „Die Jungfrau von Orleans", 17. groß. Tisch, 18. Musikstück, 20. afrikanisches Säugetier, 24. italienische Provinz und Stadt, 25. Eßgerät, 26. von Meer umgebenes Land, 27. Verzeichnis, 29 kleiner Verkehrsweg, 30. Laubbaum, 32. Lade-, Einstiegöffnung.

Silbenrätsel

a be bro bu burg da del do e e e eh en er fa flu i i in ka ke lex lha lis me mus na na ni ni ni nu ra rang ren rer rhe ril rit sa sa sta tu um ve vo vos za

Es sind fünfzehn Wörter zu bilden, deren erste Buchstaben den Namen eines Gemäldes ergeben, das von der UdSSR an die Dresdner Galerie zurückgegeben wurde, die dritten Buchstaben nennen den Namen des Malers, beide Buchstabenreihen sind von oben nach unten zu lesen.

Die Wörter bedeuten: 1. Schweizer Kurort, 2. Ureinwohner Spaniens, 3. sowjetischer Dichter, 4. australisches Wurfholz, 5. chemisches Element, 6. Stechpalme, 7. Fluß in Spanien, 8. mutmaßlicher Sieger beim Sport, 9. Hauptstadt von Tibet, 10. Verdi-Oper, 11. rumänischer Schriftsteller, 12. Laubbaum, 13. österreichischer Lyriker, 14. Erkältungskrankheit, 15. Weltanschauung.

Buchstabenzusatzrätsel

Durch Einfügen je eines Buchstabens an der richtigen Stelle wird

britische Insel	deutscher Fluß
Gartenblume	schlechte Eigenschaft
amerikan. Automarke	schmale Meeresbucht
Speisebrei	Nagetier
Haustier	Stadt in Mecklenburg
Vertrag	postalische Sendung
grammatikalischer Begriff	Sperling
altgerman. Schriftzeichen	zerfallendes Bauwerk
Theaterplatz	Laufleine für Pferde

Sind die Wörter richtig gefunden, ergeben die eingefügten Buchstaben, im Zusammenhang gelesen, den Namen eines bedeutenden russischen Malers, der von 1844 bis 1919 gelebt hat.

(Beispiel: Kompott — Komp(l)ott.)

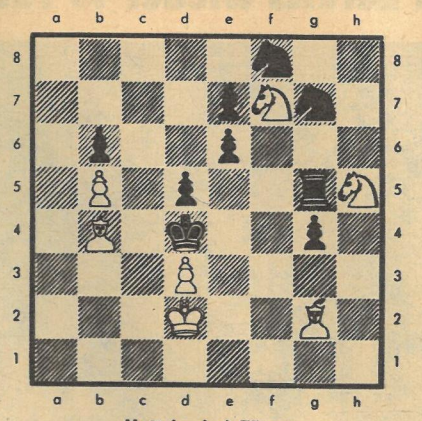
RÄTSELLÖSUNGEN AUS NUMMER 15

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Bohne, 4. Korb, 7. Gnade, 11. Duo, 12. Ortler, 13. Erika, 16. Robe, 17. Amati, 18. Radames, 20. Biesen, 22. Esel, 23. Pose, 25. Sylt, 27. Mai, 28. Kali, 30. Meru, 32. Kalla, 35. Essen, 38. Arosa, 40. Riemen, 41. Spange, 42. Zange, 45. Zitat, 48. Geier, 50. Eder, 51. Kilo, 53. Ist, 54. Kanu, 56. Ente, 58. Hieb, 61. Asriel, 64. Ostende, 66. Myrte, 67. Niet, 68. Arsen, 69. Wisent, 70. Ern, 71. Trakt, 72. Seim, 73. Kollo. — Senkrecht: 1. Beere, 2. Heide, 3. Edam, 4. Korso, 5. Robbe, 6. Brei, 7. Glas, 8. Nemesis, 9. Arany, 10. Edikt, 14. Raster, 15. Kalmus, 19. Epik, 21. Eta, 24. Saline, 26. Lee, 28. Kamee, 29. Lenz, 30. Malz, 31. Rost, 33. Arago, 34. Legion, 36. Sund, 37. Neer, 39. Asti, 43. Aether, 44. Gerede, 46. Ida, 47. Akustik, 49. Ries, 52. Lei, 54. Komet, 55. Narwa, 56. Elite, 57. Totem, 59. Insel, 60. Benno, 62. Rest, 63. Enns, 65. Tank.

Die punktierten Felder. 1. Kajak, 2. Klage, 3. Garbe, 4. Nonne, 5. Walze, 6. Liter, 7. Besen, 8. Drama, 9. Stufe, 10. Ideal, 11. Molke, 12. Linde. — Jarowisation.

Doppelsinnrätsel. 1. Kunde, 2. Ausschuß, 3. Regen, 4. Ton, 5. Orden, 6. Fach, 7. Flucht, 8. Energie, 9. Leine. — Kartoffel.

P. Apel, Lauscha (Thür.), Urdruck



Matt in drei Zügen

„Vater spielt mit seinem Söhnchen"

Dem ungarischen Meister wollte in der nachstehenden Partie gar nichts gelingen. So wurde sie unter dem obigen Titel im Turnierbulletin veröffentlicht.

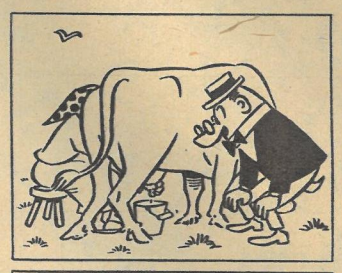
Weiß: Simagin, Moskau — **Damengambit** — Schwarz: Tipary, Budapest

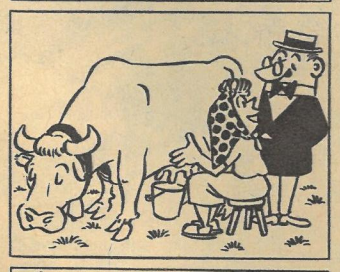
Wettkampf Moskau—Budapest 1949

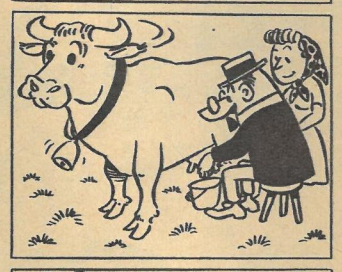
1. d4 d5 2. c4 e6 3. Sf3 Sf6 4. e3 (Lädt zu c5 ein, was nicht ohne Tücken ist.) c6 5. Sc3 Le7 (Schwarz plant eine ruhige Entwicklung, da aber c5 folgen soll, ist gewiß c6 unnötig.) 6. Ld3 Sbd7 7. 0-0 0-0 8. b3 c5 (Besser war b6 nebst Lb7, denn nun erhält er auf d5 einen schwachen Bauern.) 9. c×d5 e×d5 10. Lb2 b6 11. De2 Lb7 12. Tfd1 Te8 13. Tac1 (Weiß hat sich zweckmäßig entwickeln können, Schwarz hat schon einige weißfeldrige Schwächen.) Tc8 14. Lb5 (Droht Se5.) Ld6 15. d×c5 b×c5 16. La6 Db6 (Sie muß ja auch mitspielen.) 17. L×b7 D×b7 18. Dd2 Sb6 19. Sb5 (Ein weitberechnetes Manöver, „Söhnchen" durchschaut es nicht; richtig war De7.) Se4 (Die Dame soll ziehen, „Vater" denkt anders darüber.) 20. S×d6 S×d6 21. T×c5 T×c5 22. Dd4 (Pech gehabt, ein Bauer ist hin.) f6 23. D×c5 Se4 24. Db5 Tc8 25. Sd4 De7 26. a4 Tc5 (Jetzt jag' ich sie zurück! Wieder erteilt „Vater" Unterricht.) 27. La3! T×b5 28. L×e7 Ta5 (Der Turm ist eingesperrt, man könnte ihn mit Sc6, Sb8 und Lb4 bekommen, aber „Ihm" gefällt das Spiel.) 29. Lb4 Ta6 30. f3 Sg5 31. Tc1 (Es droht Tc6.) Sd7 32. Tc7 Se5 33. f4 Sd3 34. Tc8† Kf7 35. La3 Se4 36. f5 (Simagin erfindet immer neue Wendungen.) g6 37. Tc7† Kg8 38. g4 Se5 39. Tc8† Kf7 40. Tf8† Kg7 41. Se6† Kh6 42. T×f6! Sd7 43. Tf7 g×f5 44. g×f5 Se5 45. Lf8† Kh5 46. T×h7† Kg4 47. Kg2 K×f5 48. Sd4† Kg5 49. h3 Kf6 („Gibt er Schach auf g7, greife ich beide Figuren an!" Gesagt, getan.) 50. Lg7† Kg6 (Das war das letzte Mißgeschick von Schwarz, auf die Antwort hin gab er auf.) 51. Th6†.

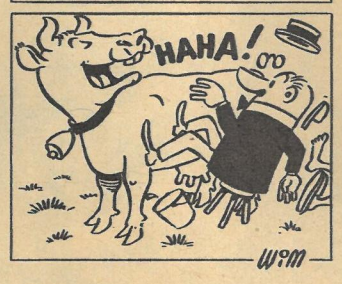
Lösung zu Nummer 13. M. Zucker (S4er): 1. K×h2 (Ein etwas ungewöhnlicher Anfang.) g1D† 2. K×g1 h2† 3. Kh1 Kh3 4. Dg2† f×g2‡.

ONKEL TOBBI









RECHTSFRAGEN DES ALLTAGS

Wer ersetzt die Fensterscheibe?

Liebe Leserinnen und Leser!

„Diese verflixten Lausejungen!" werden Sie bestimmt geschimpft haben, wenn vielleicht irgendwann einmal beim Abendessen in Ihrem ebenerdigen Wohnzimmer zum Salat und zur Wurst plötzlich Teile einer Fensterscheibe und ein prall aufgepumpter Fußball auf den Speisetisch fielen. Gewiß, der Schaden ist meist nicht allzu groß, aber es kommen leider auch Fälle vor, bei denen es nicht bei der Fensterscheibe bleibt, sondern wo Schäden an Gut und Körper erhebliche Ausmaße annehmen. Sind die beispielsweise Fußball spielenden Kinder dafür verantwortlich?

Da ist zunächst zu beachten, daß für die von ihm begangene unerlaubte Handlung ein Kind nicht verantwortlich ist, das noch nicht sieben Jahre alt ist. Wer das siebente, aber noch nicht das achtzehnte Lebensjahr vollendet hat, kann für einen von ihm angerichteten Schaden nur dann herangezogen werden, wenn er bei Verübung der Tat die erforderliche Einsichtsfähigkeit in das Unerlaubte der Handlung besaß.

Sie ersehen daraus, daß es zumindest unsicher, wenn nicht ganz ausgeschlossen ist, ein Kind zum Ersatz des Schadens heranzuziehen. Das findet seine Begründung verständlicherweise in der noch nicht abgeschlossenen geistigen Entwicklung des Kindes. Es kann noch nicht wie ein Erwachsener die ganze Tragweite einer Handlung und deren Folgen überschauen. Den mit der Erziehung des Kindes betrauten Personen müssen daher Aufsichtspflichten auferlegt werden. Diese Aufsichtspflichten können kraft Gesetzes bestehen, wie zum Beispiel für die Eltern oder Erziehungsberechtigten, Lehrer und Lehrmeister, aber auch vertraglich begründet werden, wie bei Pflegern, Kindermädchen usw. (§ 832 BGB).

Diese Personen sind dem Betroffenen grundsätzlich für alle Schäden verantwortlich. Treibt ein Kind Unfug, aus dem einem anderen Schaden erwächst, so kann sich der Aufsichtspflichtige nur dadurch im Prozeßverfahren der Haftung entziehen, wenn er nachweist, daß er seiner Aufsichtspflicht genügt hat oder der Schaden auch bei ausreichender Aufsicht entstanden wäre. Das ist aber sehr schwierig, denn im Interesse der Gesellschaft müssen an die Erfüllung der Aufsichtspflicht sehr hohe Anforderungen gestellt werden. Es geht nicht immer mit eingeschlagenen Fensterscheiben ab. Leider kommt es auch vor, daß Kinder Brände anlegen, Gegenstände entwenden, anderen Personen durch Katapulte, Speere und sonstige Dinge körperliche Schäden zufügen, die den Betroffenen zeitlebens anhaften und ihre Arbeitsfähigkeit beeinträchtigen. Die Folge? Die Aufsichtspflichtigen werden zur Leistung von Schadenersatzbeträgen herangezogen oder gar bei Invalidität zu Rentenzahlungen.

Art und Umfang der Aufsichtspflicht einem Kinde gegenüber bestimmen sich dabei nach dem Einzelfall. Es wird auf seine Charakterveranlagung, seine Wesenszüge und den Stand der Erziehung entscheidend ankommen und sich daraus ergeben, welche Verpflichtungen dem Aufsichtsführenden zugemutet werden müssen. Eine fortlaufende Kontrolle des zu Beaufsichtigenden ist jedoch zu jeder Zeit erforderlich.

Soweit mein kleiner Hinweis für heute, den Sie sich bitte recht zu Herzen nehmen wollen, wenn Sie einmal versucht sein sollten, zu sagen: „Er wird schon keine Dummheiten machen, wenn ich ihn mal nicht kontrolliere!"

Bis zum nächsten Mal, Ihr A. Th.

In dieser Rennsaison bereits wieder 16 Tote. Wann hört der motorisierte Mord endlich auf?

Der Tod hat diesmal nur gedroht, als der Spitzenreiter Stirling Moss beim „Großen Preis von Monaco 1957" gegen die Absperrung raste. Er rannte um sein Leben; Sekunden später explodierte der Benzintank. Seine Verfolger jagten in die Kurve, versuchten den Trümmern auszuweichen — und knallten gegen die Hafenmauer. Das Rennen ging weiter ... — Scheinbar grandios in ihren Erfolgen, erschütternd in der Zahl der Opfer der oftmals unabgesperrten Rennstrecken — das ist die Bilanz der letzten Jahre. Kein Rennen diente dem Fortschritt, dem Sport. Sensationen um jeden Preis, Reklame und Geld spielten die ausschlaggebende Rolle. Schon weigern sich Weltklassefahrer, auf solchen verwegenen Kursen zu starten, erzwingen Massenproteste, daß die sinnlosen Rennen abgesagt werden. Schon hat Mercedes Benz die Konsequenzen gezogen und auf die Teilnahme an allen Rennen verzichtet. Die großen vielhundertpferdigen Wagen dürfen ihr tödliches Lied nicht weiter singen! Man soll sich auf Sport- und Serienwagen, auf Motorräder ab 100 ccm, ja 50 ccm beschränken, die die großen Zerreißproben des Wettkampfes zur wirklichen Weiterentwicklung benötigen. Gewiß, der Rennsport verlangt ganze Kerle, mutige Fahrer. Ihr „Sport" soll aber immer Sport bleiben! Fotos ZB

Eine Krankheit schleicht über die Rennpisten Europas:

Angina temporis

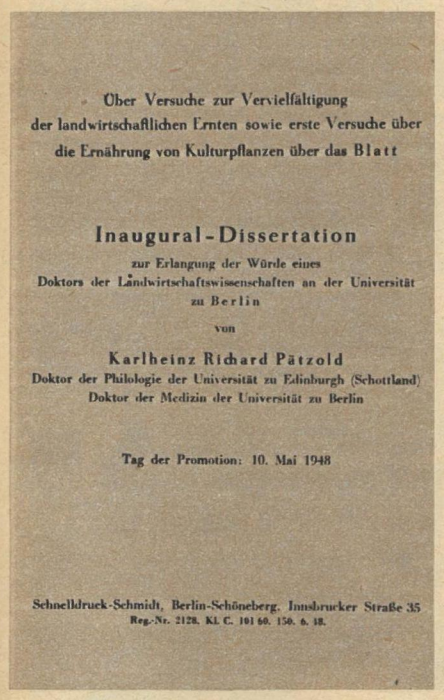
Autorennen sind zu einem Laster geworden, und die gespensterhaft anmutenden Rennfahrzeuge nähern sich einer Geschwindigkeitsgrenze, die Menschen gar nicht mehr kontrollieren können

Wenn der Renntod zuschlägt, schlägt er hart. Gleich, ob es in Monza, Le Mans (unser Bild), auf dem Grenzlandring, bei der Milli Miglia oder in Monaco ist, gleich, ob es 82 Tote und über 100 Schwerverletzte wie 1955 in Le Mans oder „nur" 2 Tote sind, immer sind es Menschen, die dem Rekord zum Opfer gefallen sind. 1953 beim „Großen Preis von Argentinien" gab es 10 Tote und 36 Schwerverletzte, 1954 forderte die „Carrera-Pan-Americana" ihre Opfer, und am 12. Mai 1957 starben bei der „Milli Miglia", Europas größtem und schnellstem Rennen auf unabgesperrten Straßen, 13 Menschen

Fortsetzung von Seite 13

Nebenher aber machte er ein Geschäft, das ihm eine viertel Million Reichsmark einbrachte. Im Auftrage des in Hamburg lebenden Besitzers des Gutes Krohnsdorf übernahm er den Verkauf des Gutes, um noch vor der Aufteilung bei der bevorstehenden Bodenreform Geld aus den Ländereien zu schlagen. Dank seiner angesehenen Position im Landkreis gelang ihm das gleich dreimal. Einmal 200 000, dann 110 000 und schließlich noch mal 40 000 Reichsmark knöpfte er irgendwelchen Geldleuten ab, die ihr aus dunklen Geschäften stammendes Vermögen inflationssicher anlegen wollten. 100 000 RM zahlte er dem Gutsbesitzer, 250 000 steckte er in die eigene Tasche. Gerade zur rechten Zeit kam ihm dieses Geschäftchen, denn mit dem Eingang des Geldes traf auch ein Schreiben des Amtsarztes aus Hagenow ein, in dem er zur Überprüfung seiner fachlichen Kenntnisse ins Landratsamt bestellt wurde.

Dr. Pätzold fuhr nicht nach Hagenow, sondern bei Nacht und Nebel nach Berlin in den amerikanischen Sektor, wo er in Zehlendorf, Machnower Straße 28, alsbald eine neue Arztpraxis eröffnete. Da er sich gleichzeitig neben dem „Dr. med." auch noch den „Dr. phil." und „Dr. theol." zulegte, fiel es ihm auch nicht schwer, Direktor einer Privatschule für schwererziehbare Kinder in Schlachtensee, Ahrenshooper Zeile 1, sowie Dozent für Englisch und Portugiesisch an der Volkshochschule Zehlendorf zu werden.



Über Versuche zur Vervielfältigung der landwirtschaftlichen Ernten sowie erste Versuche über die Ernährung von Kulturpflanzen über das Blatt

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Würde eines Doktors der Landwirtschaftswissenschaften an der Universität zu Berlin

von

Karlheinz Richard Pätzold

Doktor der Philologie der Universität zu Edinburgh (Schottland)
Doktor der Medizin der Universität zu Berlin

Tag der Promotion: 10. Mai 1948

Schnellldruck-Schmidt, Berlin-Schöneberg, Innsbrucker Straße 35
Reg.-Nr. 2128. Kl. C. 101 60. 150. 6. 48.

Die mysteriöse Doktorarbeit Pätzolds

Anderthalb Jahre zählte er zu den angesehensten Bürgern Zehlendorfs, dann kam ihm die Staatsanwaltschaft auf die Schliche, und im August 1948 verurteilte ihn das Amtsgericht Zehlendorf wegen unerlaubter Ausübung einer ärztlichen Praxis, Betruges und unberechtigter Führung akademischer Titel zu 3 Monaten Gefängnis und 6 Wochen Haft. Doch die Strafe war nur platonischer Art; Bewährungsfrist wurde ihm zugebilligt, die er sofort nutzte, um nach Hamburg zu verziehen und in Fuhlsbüttel die dritte Nachkriegspraxis zu eröffnen. Nur drei Monate rastloser medizinischer Tätigkeit waren ihm hier beschieden, dann lief er dem übers Ohr gehauenen Besitzer des Gutes Krohnsdorf über den Weg, und alles hatte wieder ein Ende. Wegen Betruges im Rückfall, Untreue und unerlaubter Führung akademischer Titel verurteilte ihn die Strafkammer Hamburg zu 2½ Jahren Gefängnis und 3 Jahren Ehrverlust.

Eine ihm wohlgesinnte kleine Frau, der er in Berlin begegnet war und die sich wohl vorgenommen hatte, einen anständigen Menschen aus ihm zu machen, kümmerte sich um ihn und erreichte schließlich seine vorzeitige Entlassung aus dem Gefängnis. Er zog zu ihr, in den demokratischen Sektor Berlins, und weil ihm in seinem medizinischen Bemühen dreifacher Mißerfolg beschieden war, legte er sich nun auf Lehre und Verbreitung seines im arabischen Dörfchen Scrab erworbenen afrikanischen Sprachschatzes, studierte hierzu noch ein Dutzend einschlägiger Wörter- und Grammatikbücher und nannte sich dann Professor. Um die Zahl seiner akademischen Grade weiter zu vervollkommnen, ließ er sich in der Berliner „Staatsbibliothek" die Doktorarbeit eines mit Erfolg promovierten Agronomen über die „Versuche zur Vervielfältigung der landwirtschaftlichen Ernten" heraussuchen, von einer Schnelldruckerei absetzen und mit seinem Namen versehen. Von Stunde an fügte er seinen Titeln auch noch den Dr. agr. hinzu.

Dennoch, „unter Mißachtung aller akademischen Grade", unbeeindruckt von seiner Versicherung, 117 afrikanische Sprachen in Wort und Schrift zu beherrschen, lehnte das Ministerium für Volksbildung der DDR seinen Antrag auf Gründung eines Seminars für Afrikanische Sprachen freundlich aber bestimmt ab.

Solchermaßen in der freien Verbreitung seiner wissenschaftlichen Kenntnisse gehindert, ging er nun nach Westberlin, wurde postwendend in der Kuno-Fischer-Straße als politischer Flüchtling anerkannt und fand dann auch sowohl beim Regierenden Bürgermeister Reuter wie beim Kultursenator Tiburtius und Innensenator Müller begeisterte Aufnahme mit seinem afrikanischen Projekt. Die Bedeutung der Verbreitung von 117 afrikanischen Sprachen bei der anzustrebenden wirtschaftlichen Erschließung Afrikas durch die Bundesrepublik leuchtete den Herren schnell ein; wozu also noch zögern? Am 15. Februar 1951 erteilte das „Hauptamt Forschung und Wissenschaft" beim Westberliner Senat die offizielle Genehmigung zur Eröffnung des Seminars für Afrikanische Sprachen. Im Haushaltplan wurden für den Direktor des Seminars, Prof. Pätzold, eine Planstelle mit 1200 Westmark eingerichtet und 11 weitere Planstellen für Dozenten vorgesehen. Die Firma Frank Holzbau lieferte schnellstens die Seminareinrichtung, Presse und Rundfunk publizierten das bevorstehende Ereignis in angemessener Weise, und die Prominenz des geistigen und kulturellen Lebens erschien zur feierlichen Eröffnung. —

Der Beifall des von den Worten des Professors mitgerissenen Auditoriums reißt Pätzold aus seinen Gedanken, beschämt und verwirrt ihn, daß seine Stimme zittert, als er zum Schluß seiner halbstündigen Rede kommt, noch einmal den erschienenen Vertretern des Senats für ihre großzügige Unterstützung dankt und ihr weiteres Wohlwollen erbittet.

Kalter Schweiß steht ihm auf der Stirn, als er jetzt das Podium verläßt, Händedrücke entgegennimmt und, wo angebracht, Verbeugungen macht. Dann stürzt sich die Presse auf ihn, fragt nach dem Vorlesungsplan.

„1. Ein geeinigtes Europa bedarf des afrikanischen Großraumes. 2. Der Großraum Afrika, wirtschaftlich gesehen. 3. Vor welchen Aufgaben steht Europa? 4. Hat Afrika rentable Erdölvorkommen?" So gibt er den Reportern stichwortartig Auskunft, nennt die Zahl der bereits immatrikulierten Studenten für das erste Semester und bemerkt in seinem Eifer nicht, wie in der Ecke des Saales der Kultursenator Tiburtius kreidebleich geworden ist, nachdem ihm der Dekan des Orientalischen Instituts an der Freien Universität gerade kopfschüttelnd eröffnete: „Also, verehrter Herr Senator, was haben Sie sich denn da bloß für einen merkwürdigen Kauz engagiert? Was der Mann in der halben Stunde an wissenschaftlichem Unsinn verzapft hat, geht ja auf keine Kuhhaut. Die Sprache der Pygmäen, die er erforscht haben will, gibt es doch überhaupt nicht. Die Tuaregs, der Berberstamm, dem er im südlichen Sudan begegnet sein will, lebten doch in der entgegengesetzten Gegend, und Ewe spricht man nicht in der Gegend von Casablanca, sondern in Togo. 117 Sprachen will dieser Kollege beherrschen und kann nicht mal hamitische von semitischen Lauten unterscheiden! Ich weiß nicht, Herr Senator, hoffentlich sind Sie da keinem Gauner aufgesessen?"

Der Kultursenator kennt sich zwar nicht in hamitischen und semitischen Sprachen aus, weiß viel, was Ewe ist, und hat noch nie etwas von den Tuaregs gehört, aber eine unheilvolle Ahnung steigt jetzt wie Sodbrennen in ihm auf.

Fortsetzung folgt

Der Sonneberger Zoologe Hans Münch berichtet von seiner Forschungsreise zum westlichen Mittelmeer

Einen Monat verbrachte ich an der Rhonemündung in Südfrankreich. Die Camargue, wie diese Landschaft genannt wird, ist — von einem kleinen Bestand in Südspanien abgesehen — das letzte Flamingoparadies in ganz Europa. Rund 8000 dieser Vögel leben heute noch dort, nachdem der ungewohnte Kälteeinbruch im Februar vorigen Jahres etwa 2000 Flamingos vernichtet hat. Riesige Lagunen, von denen manche 12 Kilometer lang sind und fast jeder Vegetation entbehren, sind der Lebensraum dieser eigenartigen Vogelgestalten. Ihr Leben und Verhalten zu beobachten war meine Aufgabe, denn noch immer sind wir lückenhaft darüber unterrichtet.

Gesellschaften bis zu 300 Tieren zogen oft in keilförmigem Flug über mir dahin, um dann irgendwo in das seichte Wasser einzufallen und sich der Nahrungssuche zu widmen. Es war nicht leicht, an diese Vögel heranzukommen, denn aufgerichtet erreichen sie fast die Größe eines erwachsenen Menschen und können weithin alles im Umkreis beobachten. Stunden- und oft tagelanges Tarnen an den Ufern führte erst zum Erfolg.

So eigenartig wie die Gestalt dieser langgestelzten Vögel ist auch ihre Ernährung. Ein winziges Salzwasserkrebschen (ähnlich den bekannten „Wasserflöhen" des Süßwassers) bildet fast ausschließlich die Hauptnahrung. An seinen Rändern besitzt der Schnabel eine Seihvorrichtung, an der beim Durchschnattern des Wassers die kleinen als Nahrung dienenden Wasserbewohner hängenbleiben und mit der Zunge abgestreift werden. Das Sonderbarste dabei ist, daß der Schnabel verkehrt angewandt wird. Dies gibt es in der ganzen Vogelwelt nur einmalig. Der Kopf steckt so im Wasser, daß der Oberschnabel nach unten, der Unterschnabel aber nach oben zu liegen kommt.

Diese gesellig lebenden Vögel brüten auch dicht beieinander in riesigen Kolonien. Ihre Brutstätten im Rhonedelta befanden sich aber in dem schwer zugänglichen Lagunengebiet in Nähe des Meeres. Zusammen mit einem deutschen Begleiter wurden alle Hindernisse und Gefahren überwunden und diese einzigartige Brutkolonie auf einer flachen Schlamminsel erreicht. So eigenartig wie die Gestalt dieser Vögel sind auch ihre Nester. Aus Schlamm werden halbmeterhohe Kegel errichtet, auf die das Weibchen das einzige Ei ablegt. Wenn wir über diese unzähligen Nesthügel hinwegschauten, glaubten wir eine Landschaft mit kleinen, erloschenen Vulkanen vor uns zu haben.

Komisch sah es aus, wenn die Vögel sich zum Brüten auf ihre Nester niederließen. Das Unterbringen der langen Stelzbeine in die richtige Lage war immer etwas umständlich. Nach 30 Tagen Bebrütung aber schlüpften die Jungen, die bald das Nest verließen, laufend und schwimmend den Eltern in Nähe der Brutstätten folgend. Bis das Jungtier aber erwachsen ist und sich fortpflanzen kann, vergehen ungefähr fünf Jahre.

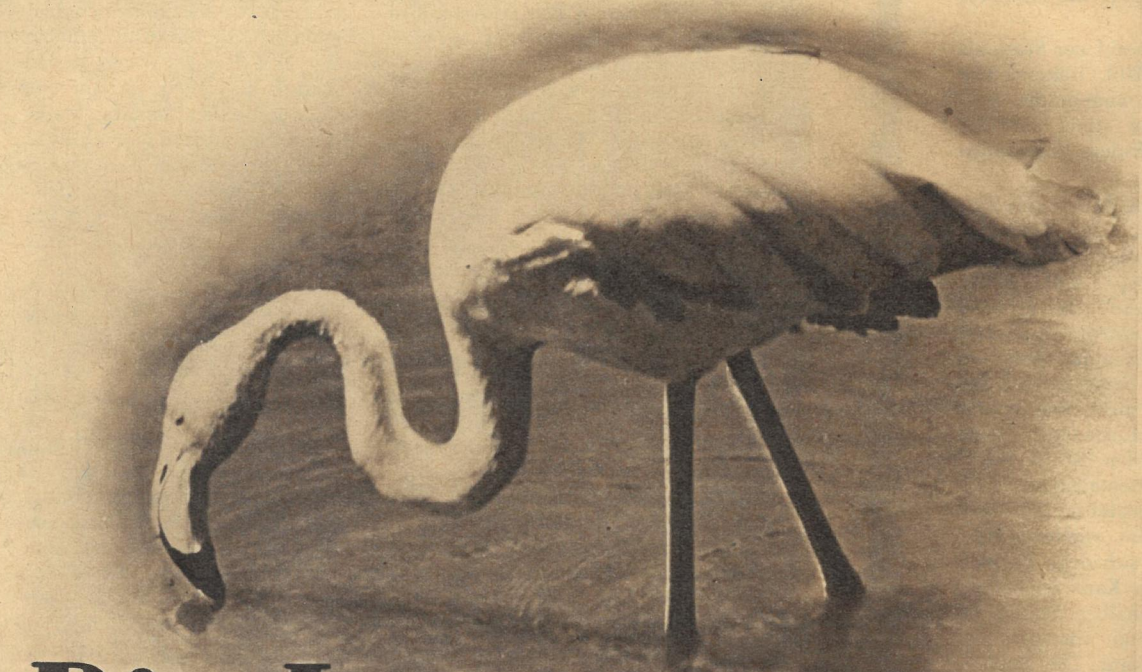
Die Camargue, eine letzte Wildnis am Rande Europas, ist teilweise unter Naturschutz gestellt und darf nur mit Genehmigung betreten werden. Zwei Häuser, in denen Wärter zur Beaufsichtigung des Reservates wohnen, befinden sich am Rande des Gebietes. An einer Stelle konnte man auf einem trockenen Damm weit in das Lagunengebiet vordringen. Eines Tages war ich wieder dort draußen, etwa 200 Flamingos wateten seitlich von mir durch das Wasser. Vom wolkenlosen Himmel brannte die Sonne. Ich legte alle Kleider ab und beschäftigte mich mit allerlei kleinem Getier. Zu den Flamingos schaute ich von Zeit zu Zeit einmal hinüber, sie konnten mich wegen des Dammes nicht sehen. Nach Stunden aber gab es eine unglaubliche Überraschung. Ich sah plötzlich mehr als 30 Köpfe dicht über den Damm hervorschauen. Keine Flamingoköpfe, sondern solche von Menschen, und fast alle hatten Feldstecher auf mich gerichtet. Ich lief zu meinen Kleidern, zog die Badehose über. Inzwischen hatten sich die Menschen erhoben und waren zu mir herangekommen. Männer und Frauen waren es, die mich — als weitere Überraschung — in Deutsch anredeten. Es war eine Reisegesellschaft aus Zürich in der Schweiz, die, mit einem Omnibus unterwegs, von einem Wärter die Erlaubnis hatte, auf dem Damm vorzudringen. Flamingos wollten sie in der freien Wildbahn beobachten. Der einzige nackte Mensch war scheinbar aber doch weit interessanter als die vielen seltsamen Vögel, die noch immer weit draußen im Wasser standen. Solche Besucher des Naturschutzgebietes sind meist harmlos, zumal sie an die Brutstätten der Flamingos normalerweise nicht gelangen können.

Bei den alten Römern galten fette Zungen und Gehirne der Flamingos als köstliche Leckerbissen. Diese Zeiten sind zum Glück vorüber, trotzdem ist der Mensch fast der alleinige Feind dieser Vögel geblieben. Unter der Tierwelt gibt es kaum einen Feind der Flamingos. Lediglich die großen Silbermöwen tragen in einem unbewachten Augenblick einmal ein Ei oder einen frisch geschlüpften Jungvogel weg.

Die eigenartige Erscheinung der Flamingos und die Tatsache, daß sie in ganz Europa nur dort leben, lockt immer wieder gewissenlose Fotografen und Filmleute an. Diese kennen keine Verantwortung und brauchen nur Bilder, die bares Geld bedeuten. Diese Leute setzen Schwimmwagen, Schlauchboote und ähnliche Hilfsmittel ein und gelangen an die Brutinsel heran, ohne einen Fuß ins Wasser zu setzen. Welche Panik aber solche den Tieren fremde Dinge in der Kolonie auslösen, welcher Schaden dadurch an Eiern und Jungvögeln angerichtet wird, ist verständlich. Sogenannte „Film-Expeditionen" tauchen oft dort auf, um davon später Postkarten und Zigarettenbilderalben herauszugeben. Die Naturschutzorganisationen sollten endlich strengste Maßnahmen gegenüber solchen Geschäftemachern anwenden.

Im letzten Flamingo-Paradies Europas

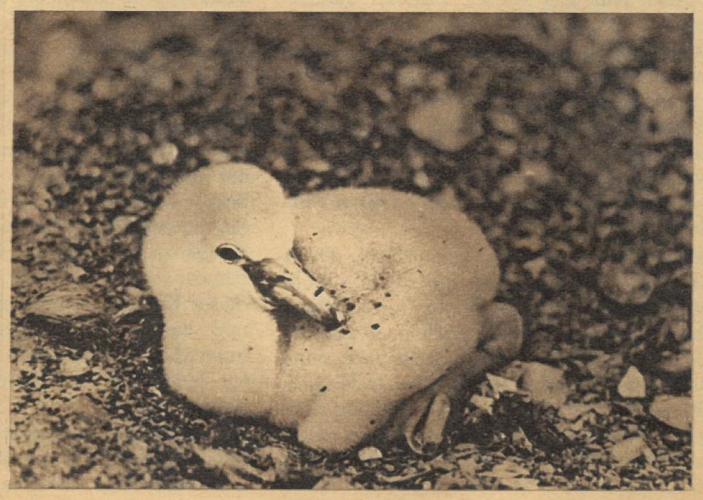
Vogel stand an Vogel auf der Brutinsel, ihre Körper bildeten eine einzige weiße Mauer. Interessant, daß Flamingos stets im Wasser waten — Land betreten sie nur an ihren Brutstätten. Weiß, rot und schwarz sind die Farben dieser hochbeinigen Vögel, was man allerdings nur während des Fluges sehen kann. Sonst sind die beiden letztgenannten Farben unter den Flügeln verborgen



Die Letzten ihres Stammes

Hans Münch fotografierte für ZB im letzten Flamingo-Paradies Europas

Die Sonne hat die aus Schlamm errichteten Nesthügel bald steinhart gebrannt. Auf diese halbmeterhohen Kegel legt das Weibchen das einzige Ei ab. Die unzähligen Hügel der Brutkolonie gleichen einer Landschaft mit kleinen, erloschenen Vulkanen



Schon eine Stunde nach dem Schlüpfen ist der Jungvogel getrocknet und wie ein Wattebausch anzusehen. Bald folgen die Kleinen ihren Eltern, aber ungefähr fünf Jahre vergehen, bis das Jungtier erwachsen ist und sich fortpflanzen kann

Besuch im Bergkloster

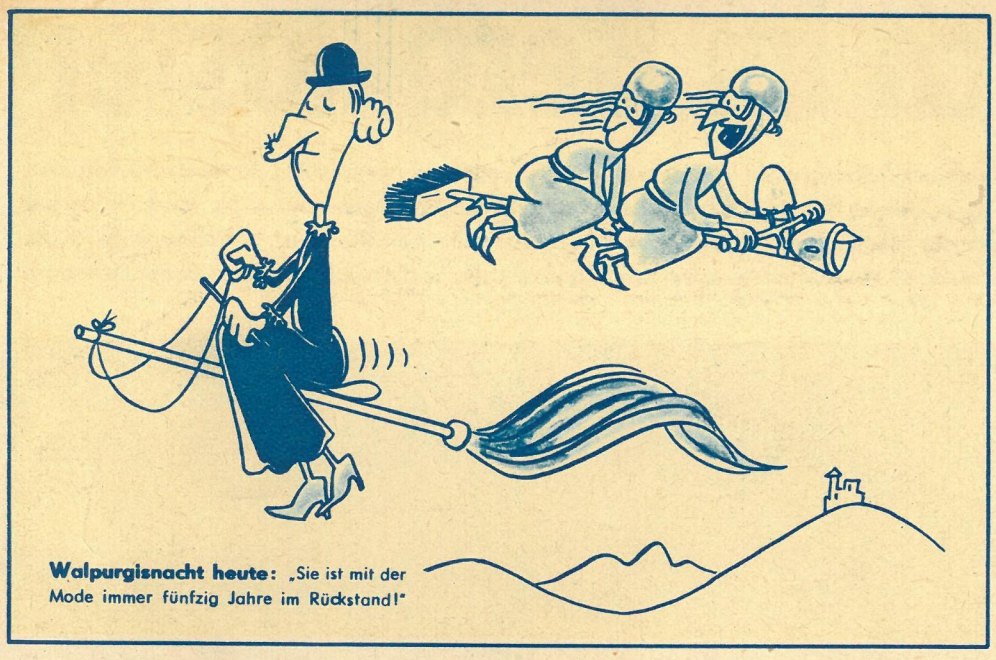
Massive Holzhäuser, kleine, mit Schnitzereien verzierte Kapellen, umgeben von dunklen Tannen und zwischen felsigen Bergen versteckt – das ist das 400 Jahre alte orthodoxe Kloster Peştera-Jalomiţa. Ich fand es auf meiner Wanderung durch die rumänischen Südkarpaten. Mit seinen Mönchen wurde ich bekannt durch ... die Sohle, die sich auf den steinigen Wegen von meinem Schuh gelöst hatte und die man mir hier wieder befestigte

Alle vorkommenden Arbeiten werden von den Mönchen dieses Klosters ausgeführt, ganz gleich, ob Möbel anzufertigen, Lichtleitungen zu legen oder Sachen zu flicken sind. So gelang mir auch dieser Schnappschuß, als ein Mönch eine defekte Glühbirne auswechselte. Die Elektrizität liefert ein eigenes Wasserkraftwerk

Da die Glaubensfreiheit in Rumänien wie in allen Volksdemokratien gewährleistet ist, kommen viele Bittgänger ins Kloster, um von den Heiligen angehört zu werden. Aber auch Touristen statten Besuche ab. Sie werden von den Mönchen in eine nahe gelegene, kilometerlange Grotte geführt, wo sie gegen eine kleine Spende ihren Namen in der Felsenwand verewigen dürfen. Der Mönch gibt ihnen dazu die Farbe. Schade um diese Naturschönheit!

So bot sich mir das Kloster, eines der berühmtesten des Balkans, dar; Peştera-Jalomiţa, genannt nach dem in seiner Nähe entspringenden Fluß. Es finanziert sich selbst, wie die anderen Klöster Rumäniens, und so ist es nicht verwunderlich, daß seine Mönche gute Handwerker sind (unten). Die größeren Klöster beherbergen in ihren Mauern regelrechte Gewerbezweige, wie Weberei, Teppichknüpferei, Färberei oder Seidenraupenzucht. Der rumänische Staat liefert die Rohstoffe und erhält dafür Erzeugnisse in bester Qualität, die oft in ferne Länder exportiert werden

Bildbericht von Martin Schmidt



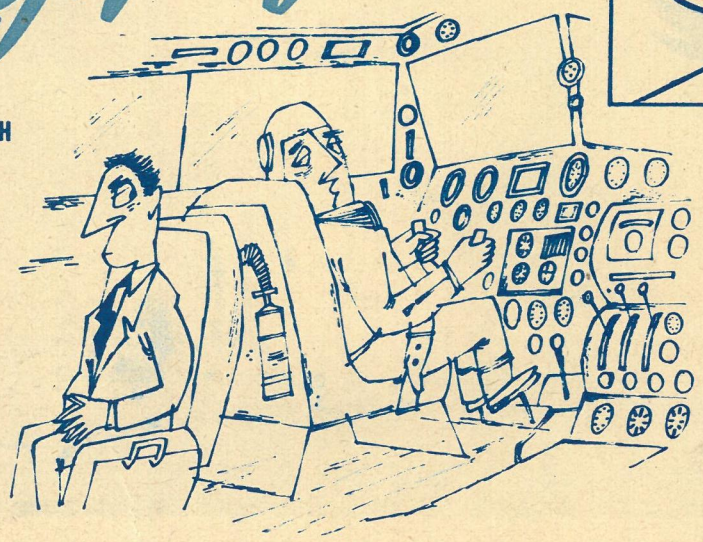
Walpurgisnacht heute: „Sie ist mit der Mode immer fünfzig Jahre im Rückstand!"

„Mensch, Paul, drücke nach links weg, dort auf der Wolke sitzt meine Schwiegermutter!"

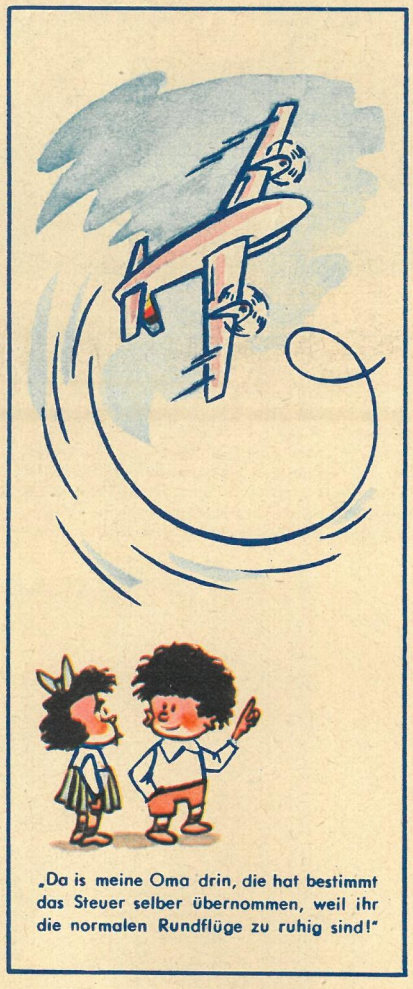
Rundgeflogenes

VON RUDI RIEBE, HORST ETTLICH UND WILLY MOESE

„Überfüllt!"

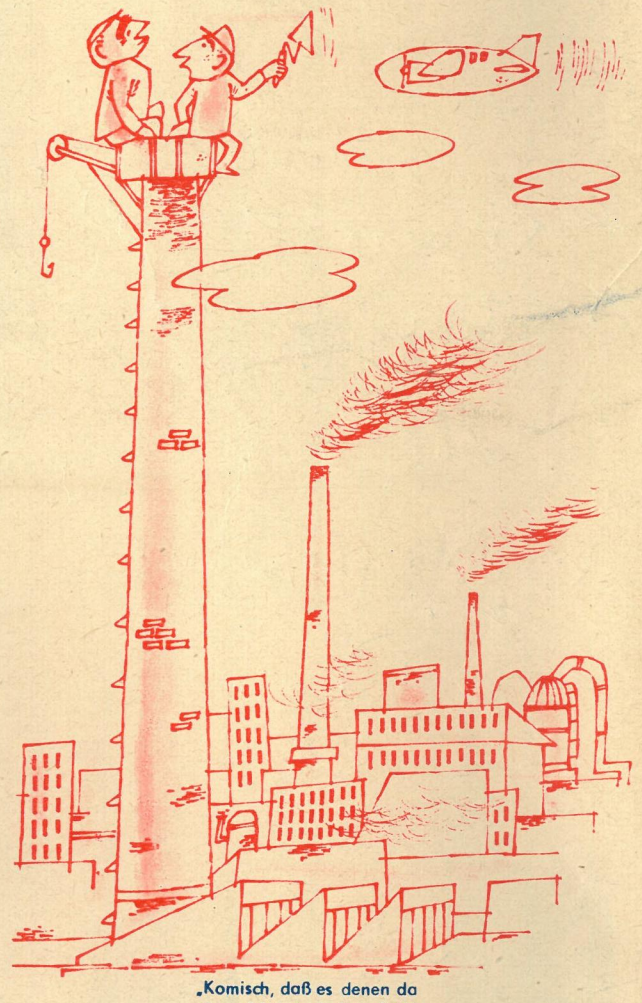


„Können Sie mir sagen, wie spät es ist? Ich habe meine Uhr vergessen!"



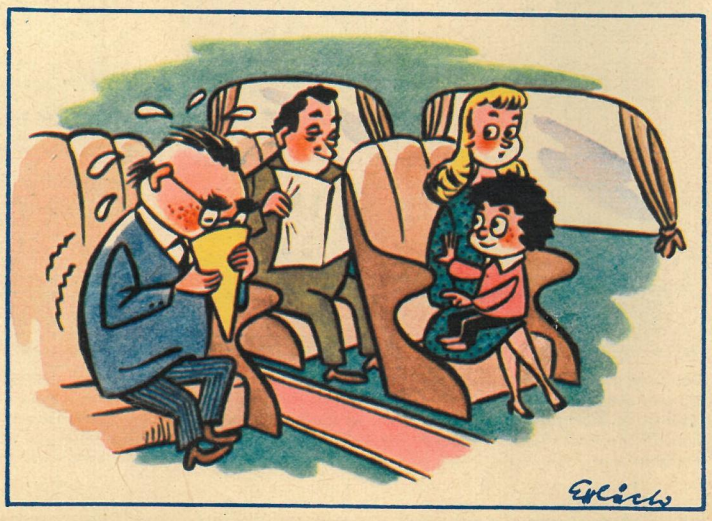
„Da is meine Oma drin, die hat bestimmt das Steuer selber übernommen, weil ihr die normalen Rundflüge zu ruhig sind!"

„Das ist nun schon das zwölfte Mal, er verträgt eben das Fliegen noch nicht, aber er ist so schrecklich in die Stewardeß verliebt!"



„Komisch, daß es denen da oben nicht schwindlig wird!"

„Tempo, Maxe, im Schatten läuft es sich leichter!"



„Mutti, der Onkel hat wohl eine Bonbontüte?"